Jugendschriften.

Lehrreiche

Abendunterhaltungen

für

Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Achtundzwanzigstes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

Der Morgen in der Wallfahrtskirche.

Königsdorfer's Kinderzucht.

Frau vom guten Hirten.

Maienglöcklein.

Folge mir nach.

Meister und Jünger.

Sechs Erzählungen als Schauspiele.

Maria Ward's Leben.

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Debit für Norddeutschland und Oesterreich, insoweit das letztere nicht über Augsburg mit uns in Verbindung steht, durch H. Hübner in Leipzig.

Das **hervorragendste Sammelwerk** der **Neuzeit** für die **Jugend** ist in **gleichem Verlage** erschienen und in allen guten Buchhandlungen vorräthig, nämlich:

Lehrreiche Abendunterhaltungen
für
Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen
für
christliche Jugend und christliches Volk.

Jedes Bändchen mit einem Stahlstich und broschirt.

Inhalt und Preise:

			kr.	ngr.
1s	Bändchen.	Treue und Barmherzigkeit	36	12
2	"	Die Schule des Lebens	30	10
3	"	Th. Neuhofers Leben, Reisen und Schicksale im Morgen- und Abendlande. Zweite, umgearbeitete verbesserte und vermehrte Auflage der Erzählung: **„das Buch vom ewigen Juden“**	36	12
4	"	Heinrich Wallner	36	12
5	"	Die segensreiche Wallfahrt zum hl. Grabe	36	12
6	"	Der Sohn der Griechin	36	12
7	"	Die Frühstücke der blinden Großmutter .	36	12
8	"	Das Leben eines Heimathlosen	36	12
9	"	Der Neujahrsabend zu Lausanne . . .	36	12
10	"	Susanna Frohberg	36	12
11	"	Joseph, oder ein Jahr aus dem Leben eines Priesters	30	10
12	"	Die Gräfin von Seeburg	36	12
13	"	Die Bekehrung	36	12
14	"	Wolfram, oder die wunderbare Taufpathin. Cassilda, die Mohrenfürstin von Toledo	36	12
15	"	Jakob Altmann, oder Herr führe uns nicht in Versuchung	30	10
16	"	Nach der Arbeit. Drei Erzählungen: 1) Die Kirche von Follicourt. 2) Der Betstuhl. 3) Der Ring	36	12
17	"	Bastian, oder denen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten gereichen. Agnes und Sophia 2c.	36	12
18	"	Die Familie Seehofen, oder des Großvaters Abendstunden im Kreise seiner Enkel .	36	12
19	"	Peter Felsberger, oder die Bildsäule der heiligen Jungfrau	36	12
20	"	Der junge Tambour, oder die zwei Freunde	36	12

Lehrreiche
Abendunterhaltungen
für
Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Achtundzwanzigstes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1854.
Verlag von Lampart & Comp.

Seite 62.



Fiegl del. Carl Mayer K.A. Nbg.

„O heiliger Schutzengel mein,
Laß' mich Dir empfohlen sein!"

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Die
Familie von Bernstein.

Eine Erzählung
aus dem Leben und für das Leben.

Der
lieben Jugend und dem Volke
gewidmet
von

Anton Dörle, Pfarrer.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1854.
Verlag von Lampart und Comp.

Erstes Kapitel.

Die Familie von Bernstein verläßt die königliche Residenz.

Den Freiherrn Alphons von Bernstein sammt seiner kleinen Familie finden wir in der königlichen Residenz seines Vaterlandes, wo er einen eigenen prachtvollen Pallast besitzt und am königlichen Hofe die höchste Ehrenstelle bekleidet. Er ist Präsident des Ministeriums des Innern, ein Günstling und vertrauter Freund des guten Königs und ein Liebling des gutgesinnten Theils des Volkes. Nicht nur wegen seiner hohen Stellung im Staate, sondern insbesondere auch wegen seines edlen Charakters, seiner guten Gesinnung, seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Bildung und seiner allgemein anerkannten Tugenden gilt er in der Residenz als die Blume des Adels, als die Seele der geselligen Zirkel am Hofe, als der wärmste Freund des Königs sowohl, als auch des Volkes, als ein musterhafter Familienvater, und, was hier ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient, als ein eifriger und treuer Sohn seiner Kirche. Er ist nämlich ein Katholik, und zwar einer von denen, von welchen man in Wahrheit sagen darf: sie seien es mit voller Ueberzeugung, mit ungeheuchelter Liebe und Anhänglichkeit und mit aller Entschiedenheit des Geistes. Aber ungeachtet seiner entschiedenen katholischen Gesinnung, die gar wohl bekannt war, stand er dennoch allzeit bei allen Protestanten am Hofe und in der Residenz in hoher Achtung, mit Manchem sogar in herzlicher Bekanntschaft. Seine Bescheidenheit, Leutseligkeit und Friedliebe, seine Herablassung und Gefälligkeit gegen Jedermann haben ihm schon längst

die Herzen aller Gutgesinnten gewonnen; hingegen aber haben ihn sein sittlicher Ernst, seine strenge Gerechtigkeitsliebe und unwandelbare Berufstreue allen Uebelgesinnten furchtbar gemacht. Denn er versteht es, wie selten ein anderer Staatsmann, seiner eben so schwierigen als wichtigen Amts-Wirksamkeit mit Güte und Energie zugleich bei Hohen und Niedern den gebührenden Respekt zu verschaffen und zu bewahren. Und wie er im öffentlichen Leben stets eine liebenswürdige Persönlichkeit war und blieb, so ist er auch im stillen häuslichen Kreise ein liebevoller und inniggeliebter Gatte und Vater. Und Klementine, seine treffliche Gattin, ist in jeder Hinsicht eines so ausgezeichneten Mannes würdig. Hoffnungsvolle Kinder vollenden die Krone seines häuslichen Glückes.

Bis jetzt erblicken wir das Bild dieser in jeder Hinsicht ausgezeichneten Familie gleichsam nur wie in einem leichthingezeichneten Grundrisse, aber im Verlaufe dieser Erzählung wird sich dasselbe vor unsern Augen immer herrlicher und lieblicher entfalten, bis es endlich in seiner bestmöglichen Vollendung vor uns steht. Weil wir die Familie von Bernstein doch bald aus der Residenz scheiden sehen, so macht unsere Erzählung keine ausführliche Schilderung von ihrem Leben und Wirken in der Residenz; wohl aber eine ausführliche Beschreibung ihres häuslichen Lebens sowohl, als auch ihres öffentlichen segensreichen Wirkens auf dem Lande. Jedoch Eines muß noch etwas ausführlich geschildert werden, bevor wir mit der Familie v. Bernstein aus der Residenz scheiden, um sie auf ihr Land-Schloß zu begleiten: nämlich das, was uns von den Beweggründen in Kenntniß setzt, warum ein so allgemein geliebter und hochverehrter Minister-Präsident seine so glänzende Stelle niederlegt, die geräuschvolle Residenz mit dem stillen Landleben, und den prachtvollen Hof mit einem einfachen Land-Schlosse vertauscht. Unsere Erzählung führt uns

daher auf kurze Zeit in die Jugendjahre des Freiherrn Alphons v. Bernstein zurück, um sorgsam jene Ereignisse zu sammeln, ohne welche uns die spätern Ereignisse räthselhaft bleiben würden.

Alphons v. Bernstein kam als ein talentvoller, wißbegieriger und mit schönen Kenntnissen und Tugenden ausgestatteter Jüngling auf die Hochschule, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Er war bald ein Liebling seiner Lehrer, wie seiner Collegen. Unter den vielen adelichen Söhnen des Landes, die mit ihm denselben Hörsaal besuchten, wählte er sich, zwar nicht ohne große Vorsicht, einen Freund, dem er sich dann mit jugendlicher Begeisterung und mit der wärmsten Liebe anschloß. Der auserwählte und gut gewählte Freund ist Julius v. Kronfels. Dieser Jüngling war, wie vielleicht kein Anderer, für die Freundschaft des adelgesinnten und treuliebenden Alphons ganz vollkommen geeignet. Er war schön und lebensfroh, talentvoll und fleißig, wie Alphons und tugendhaft und fromm, wie er. Die hochherzigen Freunde mietheten, um sich einander ganz zu besitzen, und die Stunden der Arbeit, wie die der Erholung miteinander gemeinschaftlich genießen zu können, in ein und demselben Hause ihre Wohnung. So lebten sie miteinander in dem süßesten Genusse der innigsten Freundschaft bis zur Vollendung ihrer Studien. Beiden wurde von der Hochschule nach einem sehr gut bestandenen Examen die Doctor=Würde ertheilt. Bald darauf machten sie auch zu gleicher Zeit die Staatsprüfung, die damals schon für die adelichen Söhne des Landes so streng war, als für die bürgerlichen, und beide waren darin vorzüglich bestanden. Und wie es diesen ausgezeichneten jungen Männern nicht fehlen konnte, wurden sie bald in der Residenz angestellt.

Alphons wurde von seinem Vater, der damals erster Minister des königlichen Hauses war, dem Könige vor=

gestellt, der ihn sehr gnädig empfing, lange mit ihm sprach, und an diesem geistvollen jungen Manne großes Wohlgefallen fand. Und durch ihn, insbesondere durch die Empfehlung seines Vaters, fand bald auch Julius Zutritt beim Könige. Dieser edle Landesvater, der Kunst, Wissenschaft und Tugend nach ihrem wahren Werthe zu schätzen wußte, gewann diese beiden jungen Rechtsgelehrten, die sich durch ihren Fleiß und Geschicklichkeit, insbesondere durch ihre sittlich-religiöse Bildung, ohne es darauf angelegt zu haben, am Hofe bemerkbar machten, bald recht lieb. Er ertheilte ihnen anfangs die Ehrenstelle eines Kammerjunkers, und nicht lange darauf die eines Kammerherrn. Auch im Staatsdienste kamen sie, nicht ohne eigene Verdienste, schnell empor. Der alte, biedere und staatskluge Minister v. Bernstein stand beiden jungen Emporkömmlingen als väterlicher Freund und Rathgeber zur Seite. Unter seiner weisen Leitung wandelten diese jungen Männer ganz sicher auf der so schlüpfrigen und gefahrvollen Bahn des Hoflebens. Sie wurden sowohl charakterfeste Höflinge, als auch ausgezeichnete Staatsmänner. Aber auch immer fester und inniger umschlang das Band der Freundschaft diese zwei edlen Herzen.

So stand nun die Sache mit Alphons und Julius, als beide auf Zurathen ihrer Eltern zu gleicher Zeit den Entschluß faßten, in den heil. Ehestand zu treten. Aber jetzt hatte für sie die unheilvolle Zeit begonnen, wo sich ein böser Geist in das Heiligthum ihrer Freundschaft einschlich, um allmählig das Band derselben zu lockern und dann endlich vollends zu zerreißen. Ob und inwiefern es ihm gelungen, wird bald der Erfolg uns zeigen.

Alphons von Bernstein heirathete das Frei-Fräulein Klementine von Wangenheim, und Julius von Kronfels die Gräfin Theolinde von Sommerau. Beide Freunde wähnten, gut gewählt zu haben und recht glücklich zu werden. Allein nur bei Alphons war es Wahrheit, bei

Julius aber nur Schein, bis endlich eine furchtbare Enttäuschung ihm sein Unglück in dessen ganzer Größe fühlen ließ. Denn Klementine und Theolinde, die sich bis jetzt weder gesehen, noch gekannt, besaßen ganz entgegengesetzte Eigenschaften.

Klementine war schön, aber keine Schönheit, hatte hingegen einen scharfen Verstand und einen reichbegabten Geist, viel Herz und Gemüth, und ihr ganzes Wesen, geschmückt mit einem frommen Sinn, trug an sich das Gepräge jungfräulicher Reinheit, Sanftmuth und Bescheidenheit. Sie war mit einem Wort eine Zierde ihres Geschlechtes. Von ihrer trefflichen Mutter war sie in allen weiblichen Arbeiten, insbesondere in der Führung einer guten Hauswirthschaft sehr wohl unterrichtet, und von Jugend auf an ein arbeitsames, stilles, anspruchloses und genügsames Leben gewöhnt worden, wofür sie ihr lebenslang dankbar blieb. Darum liebte sie aber auch die stillen und häuslichen Freuden mehr, als die geräuschvollen und öffentlichen Vergnügen. So ward sie nun, wie es auch nicht anders kommen konnte, eine liebenswürdige und treue Gattin und eine gute, vortreffliche Mutter. Alphons wurde durch sie unaussprechlich glücklich.

Theolinde hingegen war eine allgemein bewunderte Schönheit, aber auch eine ausgemachte Gesellschafts-Dame und eine Zierpuppe, die sich gerne von jungen Gecken umschwärmen und verehren ließ. Daher war sie auch gar bald die Königin bei öffentlichen Festen und Bällen, und, wie die Welt zu sagen pflegt, die angebetete Göttin aller jungen Laffen der Residenz. Das war jedoch Alles, was sie der tugendhaften Klementine voraus hatte; hingegen aber fehlten ihr alle Vorzüge des Geistes und Herzens, welche jene in einem so hohen Maaße besaß. Ja, sie war von Klementine in Allem das Gegentheil. Und Julius, der ausgezeichnete junge Mann, der wohl einer zweiten

Klementine würdig gewesen wäre, wurde durch sie unaussprechlich unglücklich.

Bei diesem Stand der Dinge bekam die Freundschaft zwischen diesen zwei Familien gar bald einen Riß. Denn zwei so auffallend von einander verschiedene Wesen, wie Klementine und Theolinde, konnten nie zusammen passen. So wenig Oel mit Wasser sich mengt, eben so wenig kann Demuth mit Hoffahrt, und Bescheidenheit mit Eitelkeit sich einen. Die eitle, gefall- und genußsüchtige Theolinde fand an den bescheidenen häuslichen Freuden, welche Klementine allen andern vorzog, keinen Geschmack, weßhalb es ihr sehr zuwider war, hie und da, wo sie nicht ausweichen konnte, mit ihrem Gatten in dem trauten Kreise der Familie von Bernstein zu weilen und an dem süßen Genusse freundschaftlicher Unterhaltung Antheil nehmen zu müssen. Obwohl sie einer so achtungswerthen Gesellschaft nicht einmal würdig war, so glaubte sie dennoch, dieselbe mit vollem Rechte verachten zu dürfen. Sie erschien daher immer seltener im Bernsteinischen Hause, und endlich blieb sie gänzlich aus. Dies hätte der Familie von Bernstein, wenn nicht lieb, doch gleichgültig sein können; aber es war ihr um des theuren Freundes willen sehr unlieb. Denn Theolindens feindseliges Benehmen war für sie ein Wink, daß auch sie aus dem Hause Kronfels ausbleiben soll, was leider auch geschah, so sehr es den unschuldigen Julius kränken mußte. So war nun zwischen Theolinde und der Familie von Bernstein der letzte Faden der Freundschaft zerrissen; aber dies war einzig Theolindens Werk. Jedoch das andere boshafte Werk, auch das Band der Freundschaft zwischen ihrem Gatten und der Familie von Bernstein zu zerreißen, und ihre süße Freundschaft in bittere Feindschaft zu verwandeln, war ihr nicht gelungen und konnte ihr nie gelingen. Denn die Freundschaft hatte in den Herzen dieser edlen Menschen eine zu tiefe Wurzel gefaßt, als daß sie so leicht

hätte entwurzelt werden, und verwelken können. Wohl aber hatte ihr Theolindens Bosheit manche tiefe Wunde geschlagen, woran sie zwar blutete, aber nicht verblutete.

Die leidenschaftliche Theolinde blieb bei ihrer feindseligen Gesinnung gegen die schuldlose Familie von Bernstein nicht stehen, sondern suchte sie durch Verläumdung und auf allerlei andere Weise zu kränken und zu beleidigen. Auch ihrem Gatten wurde sie täglich mehr ein Plagegeist. Sie liebte ihn nicht; denn bei ihrer Selbstsucht war sie keiner ehelichen Liebe fähig, sie liebte in Allem nur sich selbst. Die Familie von Bernstein aber haßte sie mit aller Bitterkeit. Einen andern Grund dafür, als den, der in ihrem beleidigten Ehrgeize und Hochmuth lag, wußte sie nicht. Daß Hunderte die tugendhafte und bescheidene Klementine lobten, Tausende hingegen die leichtfertige und hochmüthige Theolinde tadelten, dafür konnte die gute Klementine nichts; denn die Leute sprachen nur nach Verdienst ihr Lob und Tadel aus. Theolinde aber, die in ihrer Verblendung das große Heer ihrer groben Fehler nicht kannte, beklagte sich darüber als über eine unverdiente Schmach, und für die Urheberin davon hielt sie Niemanden anders, als die schuldlose Klementine. Sie suchte sich daher an ihr auf jegliche Weise zu rächen. So oft ihr Gatte im Bernsteinischen Hause einen Besuch abstattete, machte sie ihm bittere Vorwürfe, und erhob dabei ein Zetergeschrei, als wenn die größten Händel im Hause wären; obwohl ihr verständiger Gatte, der den Frieden liebte, auf ihren ganzen Kram von Scheltworten nichts erwiederte, sondern ihr boshaftes Geschwätz verachtend stille auf sein Zimmer ging. Ein Hagel von Scheltworten ergoß sich da aus ihrem schäumenden Munde auch über die Familie von Bernstein; aber das Beste dabei war, daß diese von dem Hagel nichts merkte. Jedoch war ihr feindseliges und gehässiges Benehmen sowohl für sie,

als für ihren edlen Freund Julius eine Quelle von Leiden, Kummer und Gram.

Klementine hatte ihrem glücklichen Gatten binnen fünf Jahren zwei Mädchen geboren. Dem Ersten war Theolinde Taufpathin geworden, und ihr zu liebe erhielt es den Namen „Theolinde“. Dem andern Mädchen aber wollte sie schon nicht mehr Pathin sein, obwohl die Eltern des Kindes sie sehr darum baten. Auf ihre freundliche Bitte gab sie mit höhnischem Lächeln die sehr unartige Antwort, die aus dem Munde eines Fischerweibes zu gemein gewesen wäre: „Klementine soll sich für ihr Kind aus der großen Zahl der Betschwestern der Residenz eine Pathin wählen, weil eine solche besser dazu passe, als sie.“ Mit diesen Worten hat aber Theolinde, ohne es nur zu ahnen, sich selbst das Urtheil gefällt, indem sie die Wahrheit aussprach, daß lasterhafte Menschen für tugendhafte nicht passen. Und daß Theolinde wirklich schon lasterhaft war, das bewies ihr Lebenswandel täglich mehr. Da nun Theolinde die Pathenstelle mit Verachtung von sich ablehnte, so hob ihr Gatte mit einer nahen Anverwandten des Hrn. v. Bernstein das Mädchen, dem man den Namen „Julie“ gab, zur heil. Taufe. Dafür aber hatte die leidenschaftliche Theolinde ihrem Gatten tüchtig den Text verlesen.

Während also die Familie von Bernstein der süßen Elternfreuden im hohen Maaße genoß, führte die kinderlose Familie von Kronfels nicht nur ein freudenleeres, sondern sogar ein qualvolles Leben. Niemand war dabei mehr zu bedauern, als Julius, welcher der Vaterfreude nur schmerzlich entbehrte. Doch hätte er sich mit Ergebenheit in dies Loos, das noch viele andere Väter mit ihm theilen mußten, gefügt, wenn er nur auch das Glück gehabt hätte, in seiner Gattin eine tugendhafte und friedliebende Lebensgefährtin zu besitzen. Aber mit ihr war er fast übler daran, als der geduldige Job und der weise Sokrates, von denen

doch jeder, wie bekannt, ein grundböses Weib besaß. Denn Theolinde war nicht nur böse und zänkisch, sondern wirklich ausschweifend und lasterhaft. Sie machte ihrem Gatten nicht nur durch Unverträglichkeit, Verschwendung und allerlei andere Thorheiten täglich Verdruß, sondern sie brachte auch durch lüderliche Streiche Schande und Schmach über ihn und sein Haus. Von den schlechten Streichen, die sie spielte, will ich hier nur folgenden erwähnen, der ihrem Gatten das Herz tief, ja tödtlich verwundete.

Die ehr- und pflichtvergessene Theolinde stand, zum Aergernisse der ganzen Residenz, mit einem Schauspieler, dessen Ruf nicht der beste war, in einem vertrauten Liebes-Verhältniß, das sie auch dann noch immer mit Unverschämtheit fortsetzte, nachdem ihr der gekränkte Gatte mit Scheidung gedroht, und sowohl der Hof, als auch der gesammte Adel der Residenz sie mit tiefer Verachtung von ihren gesellschaftlichen Zirkeln ausgeschlossen hatte. Denn alle Vorstellungen, Bitten und Drohungen, die man ihr von vielen Seiten her gemacht, gossen nur Oel ins Feuer, die Verblendete blieb unverbesserlich. Die Drohung mit der Scheidung verlachte sie; denn diese vollbrachte sie selbst.

Eines Morgens verbreitete sich durch alle Straßen der Residenz das Gerüchte, daß die Frau von Kronfels mit dem saubern Schauspieler durchgegangen sei, und aus der Kasse ihres Mannes ein schönes Reisegeld mitgenommen habe. Dieses üble Gerüchte, das feuerschnell von Mund zu Munde ging, sprach von einer bedeutenden Summe, welche das entflohene Paar entwendet haben soll. Wie es aber bei solchen und ähnlichen Stadtgerüchten zu geschehen pflegt; war die Schätzung der entwendeten Summe nicht bei allen gleich, jeder vergrößerte sie um etliche Tausend Thaler. Und so stieg die Summe von Mund zu Munde von 5000 auf 50,000 Thaler. Aber wie viel Wahres war denn an dem ganzen Gerüchte? Wahr ist die Flucht und

der Raub, aber die entwendete Summe besteht nebst einem Schmuckkästchen, das Theolinden gehörte, in 5000 Thalern. Jedoch schon dies ist zuviel. Was zwar den betrogenen Herrn von Kronfels am meisten schmerzte, ist nicht der Raub des Geldes, sondern vielmehr die Schändung seines Namens, und die große Schande, welche die Ehrlose über zwei so angesehene und allgemein hochgeschätzte adeliche Häuser brachte: nämlich über das von Sommerau und das von Kronfels. Die Eltern der so tief gesunkenen Theolinde wurden durch diesen so entehrenden Vorfall mit tiefem Schmerz und Gram erfüllt; aber mit Entrüstung schlossen sie eine solche entartete Tochter, an der Gebet und Thränen verloren zu sein schienen, auf so lange aus dem Schooße ihrer Familie aus, bis Reue und Bekehrung sie der Aufnahme in denselben wieder würdig gemacht haben würde. Auch Julius war fest entschlossen, sie nur als eine Gebesserte wieder aufzunehmen. Aber Theolinde empfand noch lange keine Reue, und dachte weder an Bekehrung, noch Besserung.

Julius von Kronfels wurde in Folge des Grams, der schon Jahre lang an seinem Herzen nagte, bedeutend krank. Nebst den betrübten Eltern und Geschwistern nahm auch die Familie von Bernstein an seinen Leiden den wärmsten Antheil. Alphons von Bernstein, der als Minister-Präsident stets mit Geschäften überhäuft war, besuchte den kranken Busenfreund dennoch täglich, und war dem Leidenden ein tröstender Engel. Und da die weibliche Dienerschaft des Kranken nicht gut bestellt war, so besorgten die liebreiche Klementine und eine nahe Verwandte des Kranken dessen Pflege. Und auf diese Weise ward die Krankenpflege aufs Beste besorgt. Julius erkannte es und war sehr dankbar dafür.

Eines Tages, als sein Freund, Alphons von Bernstein, ganz allein an seinem Krankenlager saß, um ihn, wie ge-

wöhnlich, zu trösten, und er diesmal ganz besonders weichgestimmt war, ergriff er die Hand seines Freundes und legte sie in die seinige, und sprach: „nicht wahr, mein lieber Freund! seit einigen Jahren herrschte doch ein böser Geist in meinem Hause? — Es war der unheilvolle Geist meiner unseligen Frau. Dieser Geist der Finsterniß hat nichts gespart, sondern alle Kräfte aufgewendet, um unsere Freundschaft zu zernichten, und an deren Stelle Feindschaft zu setzen; allein es war ihm nicht gelungen, und konnte ihm nie gelingen. Ja, sein finsteres Treiben hatte vielmehr den entgegengesetzten Erfolg. Ist unsere Freundschaft trotz allen bösen Einflüssen nicht immer inniger und mächtiger geworden? Aber hätte es wohl anders geschehen können? Ist nicht die wahre Liebe eine Tochter des Himmels, welche keine böse Mächte zu zerstören vermögen? O, wie wahr ist doch der heil. Spruch: „glücklich, wer hienieden einen wahren Freund gefunden!" — Ich habe ihn gefunden, ich besitze ihn, dafür sei Gott gedankt, und Nichts in der Welt soll mir ihn entreißen." — Bei diesen Worten streckte der Kranke beide Arme nach dem theuren Freunde aus, dieser schloß auch seine Arme um ihn und drückte ihn gerührt an sein warmes Herz. „Auch ich," rief Alphons begeistert aus, „auch ich habe meinen Freund gefunden, wofür auch ich Gott innig danke, und wahrlich! Nichts in der Welt soll es je vermögen, uns das kostbare Kleinod der Freundschaft zu rauben. Denn Gott, der uns diese himmlische Gabe geschenkt, wird sie uns auch bewahren helfen, bis zu unserm letzten Lebenshauche." Jetzt traten Thränen in des Kranken halberstorbene Augen, und er sprach mit Wehmuth, aber auch mit frommer Ergebung in Gottes Willen: „Ja, aber erst dann, wenn ich ins bessere Leben, in das Land des ewigen Friedens, hinüber gegangen sein werde, wird meine Freundschaft zu dir, lieber Alphons, in ihrer wahren Verklärung erscheinen, und ich werde dich noch voll-

kommener und heiliger lieben, als ich es bisher in der armseligen Hülle der Menschen-Natur zu thun vermochte.“ — „Ja, l. Fr.!“ versetzte Alphons mit einer Thräne im Auge; „aber ich werde Gott inbrünstig bitten, daß es ihm gefalle, dich mir noch auf viele Jahre zu schenken, um hienieden noch recht lange deiner treuen Freundschaft genießen zu können.“ — Solche und ähnliche rührende Scenen gab es öfters zwischen diesen zwei seltenen Freunden. Dies war dem edlen Julius ein reichlicher Ersatz für den Verlust der Gattenliebe.

Es hatte den Anschein, als wolle Gott diesmal das inbrünstige Gebet des Freundes Alphons, mit dem auch seine Familie und des Kranken Eltern und Anverwandten das ihrige vereinigten, nicht erhören; denn der theure Kranke wurde immer schwächer, und er schien schon seiner irdischen Auflösung nahe zu sein. Der fromme, gottergebene Kranke empfing als ein treuer Sohn der katholischen Kirche zur allgemeinen Erbauung die heil. Sterbsakramente. Durch die himmlische Macht der Christus-Religion getröstet und gestärkt, sah er mit ruhiger Ergebung dem Todesengel entgegen. Am Hofe und in der ganzen Residenz beklagte man den nahen Verlust eines so ausgezeichneten und allgemein geachteten jungen Mannes. Nur Theolinde, die als eine zärtlich liebende Gattin dem todtkranken Gatten hätte ein tröstender Engel sein sollen, und auch sein können, fehlte am Krankenlager. Ja, während Julius mit dem Tode rang, schwelgte die gottlose Theolinde in den Armen des Lasters. Aber was diese Treulose unterließ, das ersetzte dem Kranken die Liebe seiner edlen Freunde, wovon nach Alphons der gute König der erste und wärmste war. Dieser erschien am Schmerzenlager des in Todesgefahr schwebenden Julius, um seinen Liebling noch Einmal, und, wie er wähnte, das letzte Mal zu sehen. Julius erkannte den guten König, und mit einer Dankesthräne im halb-

erstorbenen Auge reichte er ihm die zitternde Hand, die der hohe Gönner an sein Herz drückte.

Noch einige Tage schwebte der theure Kranke zwischen Leben und Tod; auf einmal aber trat die Krisis ein, der Kampf war heiß, aber für diesmal siegte das Leben über den Tod. Gott hatte das inbrünstige Flehen seiner Freunde erhört, und ihnen den Freund, den sie jeden Augenblick zu verlieren fürchteten, wieder aufs Neue geschenkt. O, wie groß und innig war ihr Dank gegen Gott! Alphons von Bernstein, der sein Herzensanliegen der jungfräulichen Gottesmutter Maria, der Helferin der Kranken, im Gebete mit gläubigem Vertrauen vorgetragen, und die, wie er fest glaubte, seinem Freunde das Leben von Gott erflehte, ließ das königliche Haupt des Muttergottesbildes, das in der Hauptkirche der Residenz aufgestellt war, mit einer sehr kostbaren Krone schmücken. Alle guten Katholiken freuten sich innig darüber, und erbauten sich sehr an dem frommen Sinne eines Minister-Präsidenten.

Julius von Kronfels begann nun, zur innigsten Freude seiner Freunde, zu genesen, aber seine Genesung machte nur langsame Fortschritte. Auf den ärztlichen Rath verließ er auf etliche Wochen die Residenz, um auf seinem älterlichen Schlosse, im trauten Kreise der Familie, ungestörter zu leben und die Gesundheit besser pflegen zu können.

Bald nach der Abreise des geliebten Hausfreundes wurde die Familie von Bernstein in große Trauer versetzt. Der alte, vormalige Minister, Alphons Vater, dessen Stelle am Hofe der Sohn eingenommen und bis jetzt so rühmlich ausgefüllt hatte, wurde plötzlich vom Schlage gerührt. Gott ließ ihm aus Gnade noch so viel Zeit, daß er mit vollem Bewußtsein die heil. Sterbsakramente empfangen konnte; aber schon nach einer Stunde war er eine Leiche. Der dankbare Sohn, der erst vor zwei Jahren die theure Mutter unter heißen Thränen zu Grabe begleitet, erfüllte auch jetzt

den geliebten Vater nur mit unsäglichem Schmerze diese letzte heilige Pflicht. Auch Klementine und ihre beiden Kinder beweinten den guten Großvater sehr; denn sie hatten ihn ungemein lieb. Der König beklagte in ihm den Verlust eines weisen Rathgebers und eines aufrichtigen Freundes, den ihm nur, wie er fest glaubte, dessen Sohn zu ersetzen im Stande sei. Und die Armen der Residenz beweinten in ihm recht lange den besten Wohlthäter, den Vater der Armen, Wittwen und Waisen. Doch darin lag für sie ein großer Trost, daß ihnen der würdige Sohn All' das schon bereits geworden, was ihnen der Vater gewesen, aber jetzt nicht mehr sein konnte.

Ungefähr ein Jahr darauf kam eine große Freude ins Bernsteinische Haus. Wie wir schon wissen, hatte Herr v. Bernstein wohl zwei liebenswürdige Mädchen, an denen er auch wirklich eine große Freude hatte. Aber heimlich hegte er doch den Wunsch, zu den Mädchen auch einen Knaben zu besitzen. Und dieser schöne Wunsch ward ihm jetzt erfüllt. Gott bescheerte die glücklichen Eltern mit einem wunderschönen Knäblein. Herr v. Kronfels, der vollkommen gesund schon längst wieder in die Residenz zurückgekehrt war, und am königlichen Hofe das ehrenvolle Amt eines Staatsrathes rühmlichst verwaltete, ward des Kindes Taufpathe. Es erhielt in der heil. Taufe den Namen „Julius.“ An diesem schönen Tage war im Bernsteinischen Hause ein Freudenfest. Die beiden Mädchen hüpften jubelnd um die Wiege des lieben Brüderchens herum, und wollten es jeden Augenblick sehen und küssen. Und der glückliche Vater äußerte auf mancherlei Weise seine innige Freude, woran Gattin und Freund den herzlichsten Antheil nahmen. Ja, mit dem holden Knaben Julius schien der Familie von Bernstein ein neuer Glücksstern aufgegangen zu sein. Allein es hatte der göttlichen Vorsehung gefallen, hier anders zu verfügen, als das menschliche Herz gewöhnlich wünscht und

hofft. Wie es unter der Sonne nichts Vollkommenes gibt, so kommt auch das tugendhafte Leben der Menschen in der Prüfungsschule der Leiden am schönsten zur Blüthe und Reife. Diese Erfahrung sollte sich nun auch gar bald in dem Lebens-Schicksale der frommen Familie von Bernstein bewähren.

Schon geraume Zeit ging in der Residenz das Gerüchte, daß sich die entlaufene Theolinde unfern auf dem Schlosse einer gleichgesinnten Freundin aufhalte. Gar Manche wollten sogar wissen, und sagten es auch für bestimmt aus, daß der saubere Schauspieler, nachdem das geraubte Geld verschwendet war, Theolinden im Stiche gelassen, diese aber in neuen entehrenden Verhältnissen gar bald wieder Trost gefunden habe. Und im Stillen ging noch manch' anderes üble Gerede, worunter auch das: Theolinde habe in ihrer Gereiztheit sogar in öffentlichen Gesellschaften, die natürlich ihrer würdig waren, die unvorsichtige Aeußerung gemacht, daß sie nicht eher ruhen würde, als bis sie an der Familie von Bernstein, wie auch an ihrem Manne ihren glühenden Haß durch eine gelungene Rache abgekühlt haben würde. Als dieses Gerede der Frau von Bernstein zu Ohren kam, erschrak sie sehr darüber; denn sie hielt die sittlichverkommene Theolinde eines jeden Verbrechens fähig. Ihr Gatte aber und dessen Freund schenkten dem Stadtgerede keinen Glauben, sondern nannten es ein Mährchen, und machten sich darüber lustig. Jedoch Klementine befürchtete Alles.

Einige Tage nachher, als die glücklichen Eltern mit ihrem Hausfreunde und den beiden Mädchen, wovon das ältere 9, das jüngere 7 Jahre alt war, im Stillen den dritten Geburtstag des kleinen Julius gefeiert hatten, geschah es, daß die Mutter an einem schönen Sommerabende den beiden Mädchen auf wiederholte Bitte die Erlaubniß gab, mit dem lieben Brüderchen in den nicht weit ent-

legenen Garten zu gehen. Sie nahmen jubelnd vor Freude das liebe Brüderchen in die Mitte, führten es sorgfältig an den Händchen, und wandelten mit zwei niedlichen Körbchen, wovon jedes Mädchen eines am Arme trug, wohlgemuth dem prachtvollen Garten zu. Die zwei Körbchen wollten die Mädchen mit allerlei köstlichen Früchten füllen, um am Abende den theuren Vater und Pathen angenehm damit zu überraschen. Weil die drei Kinder schon öfters dahin gewandelt waren, ohne daß ihnen ein Unfall begegnete, so trug die Mutter, welche in diesem Augenblicke an nichts weniger, als an die Rache der gottlosen Theolinde dachte, auch diesmal kein Bedenken, den guten Kindern diese Freude zu gewähren. Doch vergaß sie nicht beim Fortgehen der Kinder den beiden Mädchen, insbesondere dem ältern, die größte Sorgfalt für den kleinen Julius anzuempfehlen. Schon ferne vom Hause riefen die Mädchen der nachschauenden Mutter noch einmal zurück: „nur unbesorgt, liebe Mutter, wir lassen den muthwilligen Julius nicht von der Seite.“ —

Aber ach, welches Entsetzen für die gute Mutter, als schon nach einer halben Stunde die beiden Mädchen weinend und jammernd und fast athemlos in ihr Zimmer stürzten, und den gewaltsamen Raub des lieben Julius verkündeten! — In ihrer Verwirrung brachten die guten Mädchen im ersten Augenblick nur die gebrochenen Worte heraus: „Ach, liebe Mutter! . . . der arme Julius . . . ., der schreckliche Räuber! . . ., wir sind unschuldig . . . ., der Räuber hat den lieben Julius . . . mit Gewalt von unserer Seite gerissen. Er ist mit ihm fort . . . fort in den Wald. O, kommt, liebe Mutter! . . . kommt, den armen Julius zu retten!“ —

„Ach, großer Gott!“ rief die Mutter mit Entsetzen aus, „das ist die Rache der gottlosen Theolinde.“ Sie wankte dem nahen Sopha zu, und sank in eine Ohnmacht. Und die Kinder schrieen erbärmlich nach Hülfe.

Als Frau von Bernstein wieder zum Bewußtsein gekommen war, standen ihr Gatte und dessen Freund schon an ihrer Seite, die, obwohl selbst sehr bestürzt, sie zu trösten und zu beruhigen suchten. Aber da die Gefahr des Kindes die eiligste Hülfe forderte, so entfernten sie sich sogleich mit der männlichen Dienerschaft, um bewaffnet den Kindesräuber zu verfolgen und wo möglich ihn noch einzufangen. Sie durchstreiften den Wald und die ganze Gegend bis Mitternacht; aber es kehrte einer nach dem andern zurück, ohne nur die mindeste Spur des Räubers entdeckt zu haben. Den Schmerz der Eltern und den Jammer der Schwestern des geraubten Kindes kann meine Feder nicht schildern. Und dessen Pathe theilte den Schmerz in seiner ganzen Größe.

Schon den nächstfolgenden Morgen in aller Frühe gingen noch mehr Bewaffnete auf die Streifung aus, und Alle waren entschlossen, nicht eher wieder zurückzukehren, bis sie das theure Kind gefunden, und es in die Arme der jammernden Eltern und Geschwister zurückbringen könnten. Allein ihr Wille war gut, aber ihre Mühe vergebens; denn Alle kamen ohne Räuber und Kind wieder von ihrem Streifzuge zurück.

Der tiefbetrübte Herr von Bernstein veranstaltete unverweilt eine polizeiliche Untersuchung auf dem Schlosse, wo nach sicherer Kunde die entflohene Theolinde sich aufhielt. Denn auch jetzt theilte er den gegründeten Verdacht seiner Gattin, daß der Raub ihres Kindes nur das Werk Theolindens Rache sei. Er selbst begleitete die Polizeicommission auf das verdächtige Schloß; wo man sie wirklich mit einer lustigen Gesellschaft an der reichbesetzten Tafel fand. Sie erblaßte, als der Polizeicommissär mit dem Minister-Präsidenten, als dem Ankläger, unangemeldet vor sie trat. Auch die saubere Gesellschaft war nicht weniger bestürzt. Theolinde wurde aufgefordert, unver-

weilt in ein Seitenzimmer zu folgen, um sogleich ein wichtiges Verhör zu bestehen. Sie gehorchte schweigend. Minister von Bernstein klagte sie als die Urheberin eines Raubes an, der erst vorgestern Abends an seinem Kinde verübt worden ist, und der Polizeicommissär begann das Verhör. Aber der Erfolg desselben war nicht nach Wunsch ausgefallen. Denn Theolinde, die sich von ihrer ersten Bestürzung bald wieder gefaßt hatte, antwortete keck auf alle Fragen, und wußte durch ihre meisterhafte Verstellungskunst ihre Unschuld an dem verübten Kindesraub so gut zu vertheidigen, daß sie, wenn auch nicht schuldfrei, doch klagefrei erklärt werden mußte. Denn auch die Durchsuchung des ganzen Schlosses führte auf keine Spur zur Entdeckung der verübten Schandthat. Aber jetzt kehrte die Unverschämte den Stiel um, spielte die Rolle einer schuldlos Entehrten, und machte die Miene, den Minister einer Ehrenkränkung zu beschuldigen. Aehnliches that auch die Eigenthümerin des Schlosses. Es kam jedoch nie zu einer öffentlichen Beschwerde, weil sie bei ihrem Schuldbewußtsein den Muth nicht dazu hatten. Aber so war Herr v. Bernstein in seiner schönen Hoffnung, auf dem besagten Schlosse, wenn auch nicht das Kind selbst, doch wenigstens sichere Spuren zu seiner Entdeckung zu finden, sehr schmerzlich getäuscht. Auch alle spätern Nachforschungen waren vergebens. Denn sogar die Ausschreibung des geraubten Kindes in den öffentlichen Blättern und die glänzende Belohnung, die man dem Finder des Kindes verhieß, blieb ohne günstigen Erfolg. Mit jedem Tage wuchs der Eltern Schmerz über den Verlust ihres theuren Kindes, die Hoffnung aber, es je wieder zu finden, schwand täglich mehr, bis man endlich mit Gottergebung in das traurige Schicksal dieselbe vollends aufgab.

Frau v. Bernstein, die gute Klementine, war in Folge des Grams, den sie durch selbstgemachte Vorwürfe täglich

mehrte, schwer krank geworden. Ihr Leben stand lange Zeit in großer Gefahr. Und nachdem diese vorüber war, stellte sich ein langwieriges Kränkeln ein. Ihr Arzt erklärte sich über ihren Gesundheitszustand so bestimmt, daß er ihr alle Hoffnung auf völlige Wiedergenesung geradezu absprach, wenn sie sich nicht entschließe, ihren bisherigen Wohnsitz zu ändern, und das Leben in der Residenz mit dem Leben auf dem Lande zu vertauschen. Diese freimüthige Erklärung des Arztes war ihr, da sie schon längst eine Sehnsucht nach dem einfachen Landleben hegte, ganz willkommen. Nur wußte sie nicht, ob und wie bald die Ausführung eines Unternehmens, welcher sich mächtige Hindernisse entgegenstellen werden, möglich werden dürfte. Daß der König, dem ihr Gatte fast unentbehrlich geworden zu sein schien, das mächtigste Hinderniß setzen werde, war ihr so viel als gewiß, und darum machte sie sich für den Augenblick wenig Hoffnung darauf. Sie überließ das Ganze Gott und ihrem Gatten, mit dem der Arzt selbst auch in dieser Angelegenheit eine Unterredung gepflogen hatte.

Um dieselbe Zeit kamen aus dem grundherrlichen Dorfe Bernstein bald von Seiten des würdigen Pfarrers, bald von Seiten des wackern Schloßverwalters, Nachrichten auf Nachrichten, wovon die eine immer betrübender war, als die andere. Zwar schon früher war berichtet worden, daß auf einmal, ohne für jetzt noch zu wissen, wie das zugegangen sei, ein ganz anderer Geist unter den standesherrlichen Unterthanen rege geworden ist. Es war der Geist der Unzufriedenheit, des Ungehorsams und der Widersetzlichkeit gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit. Und, was ganz natürlich damit in Verbindung stand, riß allmählig die leidige Gewohnheit ein, daß nicht nur an Sonntagen, sondern auch an Werktagen, was früher nie geschehen, sich Bürger zahlreich in der Weinschenke versammelten, wo sie dann unter Zechen und Spielen über harte Zeiten,

insbesondere über die unerträgliche Last der Abgaben, wie über zunehmende Verarmung murrten und klagten. Die heillose Wirkung dieses bösen Geistes, der früher der braven Gemeinde Bernstein ganz fremd gewesen, ward von Zeit zu Zeit immer sichtbarer, und es erfolgte ein betrübender Auftritt auf den andern. Doch ich will unserer Erzählung nicht vorgreifen, sondern hier nur in Kürze den Inhalt der letzteren Nachrichten aus dem Dorfe Bernstein mittheilen. Sowohl die Briefe des Pfarrers, als auch die des Verwalters enthielten betrübende Schilderungen von den neu entstandenen traurigen Zuständen dieser Gemeinde. Die öffentliche Ordnung, die Sittlichkeit der Jugend, das friedliche Leben der Familien, und der Wohlstand des Hauswesens kam täglich mehr in Verfall. Aber der üble Zustand dieser Gemeinde verschlimmerte sich so sehr, daß endlich ein großer Theil der Bewohner an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst, und die reifere Jugend die Christenlehre nicht mehr besuchen wollte. Und viele Bauern, darunter gerade die Wohlhäbigsten, weigerten sich, der Standesherrschaft und der Pfarrei die schuldigen Zehnten und Zinsen zu entrichten. Die Sache stand so schlimm, daß die Anwesenheit des Standesherrn unumgänglich nothwendig geworden war. Diese Nothwendigkeit sah Herr von Bernstein, der mit seiner Gattin über diese unerwarteten, höchst traurigen Nachrichten in die tiefste Betrübniß versetzt worden war, gar wohl ein. Darum sprach er zu seiner Gattin: „Diesem Uebel muß abgeholfen werden; aber das kann nur geschehen, wenn ich meine Stelle am Hofe niederlege, die Residenz verlasse, und mit meiner Familie auf das Schloß Bernstein ziehe, um dort für die Zukunft zu wohnen, zu leben und zu wirken. Und wenn auch diese üblen Zustände im Dorfe Bernstein nicht eingetreten wären, so hätte schon die Wiederherstellung deiner Gesundheit die Veränderung unseres Wohnsitzes nothwendig gemacht. Ich habe

daher beim Könige schon die nöthigen Schritte gethan, mein Freund Julius wird am Hofe meine Stelle einnehmen, und der gute König, der mich zwar sehr ungerne entläßt, wird unserer baldigen Abreise kein weiteres Hinderniß in den Weg legen; denn auch er sieht die Nothwendigkeit derselben ein." — So sprach Alphons, und Klementine und ihre beiden Kinder freuten sich sehr auf die festgesetzte Abreise nach dem Schlosse Bernstein.

Zweites Kapitel.

Wie viel Unheil ein schlechter Schullehrer stiften kann.

Die Familie von Bernstein hatte den Entschluß, die Residenz auf immer zu verlassen und ihren künftigen Wohnsitz auf dem Landgute aufzuschlagen, unverweilt ausgeführt. Der König, der die großen Verdienste, welche sich der Minister-Präsident von Bernstein sowohl um das Wohl des Staates, als auch um das des königlichen Hauses erworben, nach ihrem wahren Werthe zu schätzen und auch zu lohnen wußte, hatte diesen verdienstvollen Mann nicht nur in Gnaden, sondern auch mit der glänzendsten Auszeichnung vom Hofe und aus dem Staatsdienste entlassen, und zu dessen innigster Freude die Präsidenten-Stelle seinem Freunde Julius v. Kronfels huldreichst übertragen. Mehrere adelichen Familien, welche mit der Bernsteinischen Familie befreundet waren, begleiteten die Scheidenden auf einige Stunden weit. Julius v. Kronfels aber, der neu ernannte Minister-Präsident, gab ihnen das Geleite bis ans Ziel ihrer Reise, und saß in ihrem Reisewagen. Auch folgten ihnen von Seiten der Armen, denen sie bis jetzt unzählbare Wohlthaten gespendet, tausend Segenswünsche nach. Schon den ersten Tag ihrer Reise, zwar erst auf den Abend, kamen sie glücklich auf dem ersehnten Landgute an. Es war gerade in

der schönsten Jahreszeit, wo die Natur in aller Fülle ihrer Herrlichkeit prangte. Nicht mehr ferne von dem Landgute Bernstein, nahm sie ein romantisch-schönes Thal auf, wo ihnen die fruchtbarsten Fluren und Weinberge, die schönsten Wiesen und Obstgärten einen sehr freundlichen Anblick und süßen Genuß gewährten. Aber so schön, wie in der Umgebung des Dorfes Bernstein, sah es in dem Innern der Bewohner desselben nicht aus. Denn der größte Theil derselben erwartete nur mit Furcht und Zittern die Ankunft der nämlichen Standesherrschaft, welche sie früher, wenn sie auf Besuche kam, mit festlicher Freude und Jubel empfingen. Die Ursache davon ist uns theilweise schon bekannt. Ihr Empfang war diesmal wirklich nicht festlich und wenig erfreulich, sondern war so beschaffen, daß er keine Schilderung verdient. Derselbe edle Standesherr, der sonst bei seinen frühern Besuchen unter seinen Unterthanen, wie ein milder Vater unter seinen Kindern, erschien, sah diesmal fast lauter Menschen vor sich, auf deren Gesichtern die Schuld ihrer Gewissen deutlich zu lesen war. Darum glich im Dorfe Bernstein dieser Tag mehr einem Gerichtstage, als einem Festtage. Denn die Schuldbewußten, deren Zahl groß war, kannten wie die Güte, so auch den Ernst und die gerechte Strenge ihres Standesherrn. Der Ortsvorsteher, damals Schultheiß genannt, der beim festlichen Empfange der Herrschaft die Anrede zu halten hatte, zitterte am ganzen Leibe, wie ein Espenlaub, stotterte mit der Zunge und blieb schon im Anfange seiner Rede stecken. Beim Anblicke der komischen Gebehrden dieses Mannes konnte sich Herr v. Kronfels kaum des Lachens erwehren, und Herr v. Bernstein, der mit dem verwirrten Festredner Mitleid empfand, schenkte ihm nachsichtlich den ganzen Rest seiner Rede. Jetzt aber trat ein Anderer, der an der Spitze der Schuljugend stand, hervor, um an den Standesherrn eine Rede zu halten. Jedoch dieser junge

Mann, der sich geraume Zeit so stolz und frech gebehrdet hatte, als wäre er der Gebieter des Dorfes, stand jetzt zitternd, wie ein Missethäter, vor seinem Herrn. Stumm, wie ein Fisch, und starr, wie eine Bildsäule, stand er da. Denn Herr v. Bernstein hatte das Innere dieses jungen Mannes, der ihm schon vorher als der Stifter alles Unheils, das im Dorfe entstanden war, bezeichnet worden, mit einem so strafenden Blicke durchbohrt, daß dieser todtenblaß die Augen zu Boden senkte, und lange nicht mehr aufzublicken wagte. Zum Worte kam er nicht, und der erzürnte Standesherr hätte ihn auch nicht dazu kommen lassen. Mit der Jugend aber, deren Verwahrlosung und sittliches Verderbniß man beim ersten Anblicke wahrnehmen konnte, sprach die mitleidsvolle Herrschaft freundlich. Eben so auch mit den Müttern der Kinder, auf deren Gesichtern man den Kummer und Gram ihrer Herzen deutlich lesen konnte. Der Frau v. Bernstein und ihren Töchtern traten dabei Thränen des Mitleids in die Augen. „Ach, die vielen blassen Gesichter,“ seufzte Klementine bei sich, „sind sprechende Zeugen, daß es in den Häusern und Familien unsers Dorfes sehr übel stehen muß. Gebe Gott, daß es da bald wieder anders werde!“

Als die Männer, worunter sehr Wenige an dem gegenwärtigen Uebelstande in der Gemeinde ganz schuldfrei waren, die große Verlegenheit des Ortsvorstandes und die Verwirrung und äußerste Bestürzung des Lehrers Eimer erblickten, da wurden auch sie verwirrt und bestürzt. Der Boden brannte unter ihren Sohlen, und sie waren froh, daß der sehr ernstgestimmte Standesherr mit keinem von ihnen sprach, sondern sie sämmtlich bald entließ; aber mit folgenden sehr ernsten Worten: „Morgen Nachmittags 2 Uhr ist große Gemeindeversammlung auf dem Rathhause, wobei ich unfehlbar selbst erscheinen werde. Ich erwarte, daß keiner aus der Bürgerschaft ohne gegründete Ursache dabei

fehlen werde, indem er sonst in eine Strafe von 3 Fl. verfallen würde. Insbesondere gilt die Mahnung dem Lehrer Eimer, für dessen ganz bestimmte Erscheinung mir der gesammte Ortsvorstand unter schwerer Verantwortung haften wird.“ —

Diese Worte, in einem sehr ernsten Tone gesprochen, hatten auf die gesammte Bürgerschaft, insbesondere aber auf den Ortsvorstand und den Lehrer Eimer, einen erschütternden Eindruck gemacht. Sie entfernten sich schweigend, und jeder ging nachdenkend und niedergeschlagen nach Hause. In der Weinschenke, die seit geraumer Zeit keinen Abend unbesucht geblieben war, ließ sich diesen Abend auch nicht ein einziger blicken. Und der Ortsvorstand, der den Wink des Standesherrn gar wohl verstanden, ließ den Lehrer Eimer sorgfältig bewachen, um seine Flucht, die zu befürchten war, zu verhindern.

Der heutige Tag war in der That wenig geeignet gewesen, die gute Standesherrschaft heiter zu stimmen. Doch, wie nach einem schweren Gewitter die Kraft der Sonne die schwarzen Wetterwolken allmählig zerstreut, und deren freundlichen Strahlen bald wieder den finstern Himmel erhellen; so wandelte jetzt, nachdem die Menge sich zerstreut hatte, die höchst freundliche und herzliche Begrüßung zweier Männer die trübe Stimmung der Herrschaft plötzlich in eine heitere um. Diese Männer, denen beim Willkomm' ihrer Herrschaft die hellen Freudenthränen in die Augen traten, waren der ehrwürdige Pfarrer und der biedere Schloßverwalter. Herr v. Bernstein umarmte sie als Freunde, und die gnädige Frau, wie ihre beiden Töchter, boten ihnen freundlich die Hand. Dieser Empfang war herzlich und rührend, aber zugleich auch ein Ersatz für den traurigen Empfang von Seiten der Dorfgemeinde.

Hierauf begab sich die Herrschaft in das Schloß, Herr von Bernstein legte seinen Arm in den des ehrwürdigen

Priesters und führte ihn in den Speisesaal, wo der besorgte Verwalter schon ein Abendessen in Bereitschaft hielt. Man ging unverweilt zur Tafel, und der Herr Pfarrer war für diesen Abend ihr Gast. Nach der Mahlzeit, die nur kurz gedauert hatte, begab sich die Mutter mit ihren Töchtern auf ihr Zimmer, die beiden Freunde aber blieben bei ihrem ehrwürdigen Gaste zurück, um mit ihm über sehr wichtige Dinge, die jetzt noth thaten, zu sprechen. Der Inhalt ihres Gespräches ist eben die Erzählung der bisherigen traurigen Vorfälle im Dorfe Bernstein. Ich werde sie, um alle Unterbrechungen und Wiederholungen zu vermeiden, in einer veränderten Form sogleich mittheilen.

Schon vor undenklichen Zeiten und bis auf die letzteren Jahre stand die Dorfgemeinde Bernstein in der ganzen südlichen Provinz des Landes im besten Rufe. Denn sie zeichnete sich vor vielen andern Gemeinden ganz besonders aus durch Fleiß und Geschicklichkeit in der Landwirthschaft, durch Ordnung im Hauswesen, wie in der Kinderzucht, durch reine Sitten und ehrbaren Wandel sowohl unter der Jugend, als auch unter den Erwachsenen, und endlich durch musterhaften Gehorsam und aufrichtige Ehrfurcht gegen geistliche und weltliche Obrigkeit, wie auch durch treue Anhänglichkeit und herzliche Dankbarkeit gegen ihre gute Standesherrschaft. Wer schon ein- oder mehrere Male in Bernstein gewesen, rühmte die Freundlichkeit der Alten, die Höflichkeit der Jugend und die Gefälligkeit Aller. Aber all' diese Tugenden und guten Eigenschaften waren die Früchte des heilsamen Wirkens ihres eifrigen Seelsorgers, wie auch ihres alten braven Schullehrers. Das Dorf Bernstein hatte nämlich das seltene Glück, eine sehr lange Reihe von Jahren nur gute Seelsorger und Lehrer zu besitzen. Den gegenwärtigen Seelsorger, der in jeder Hinsicht ein sehr würdiger Priester ist, besitzt es zu seinem Glücke schon dreißig Jahre. Den braven, alten Schullehrer aber, der ein ebenso

guter Erzieher, als großer Kinderfreund war, hatte ihm schon vor einigen Jahren der Tod entrissen. Dessen Verlust beklagt der Pfarrer mit den noch übrigen Gutgesinnten heute noch; obwohl jetzt dazu Niemand mehr Ursache hätte, als die verwahrloste Jugend und deren verführten Väter. Allein bis jetzt sind die Verblendeten noch nicht zur bessern Einsicht gekommen; obschon ihr eifriger Seelenhirt sich alle Mühe gab, ihnen durch seine geist- und salbungsvollen Predigten, wie auch durch seine väterlichen Lehren sowohl im Beichtstuhle, als auch bei andern schicklichen Gelegenheiten, die Augen zu öffnen, um ihnen den Abgrund zu zeigen, an dessen Rande sie schon stehen und in den sie ohne schleunige Umkehr unvermeidlich stürzen müssen. Denn bald nach dem Tode des alten trefflichen Schullehrers begann es, in der Gemeinde Bernstein anders zu werden. Es verbreitete sich allmählig unter der Jugend, wie unter den Erwachsenen, eine falsche Aufklärung, so daß man das, was von jeher für ehrwürdige Gebräuche der Kirche galt, jetzt für abergläubige Dinge hielt, und Manches, was früher ein Gegenstand frommgläubiger Verehrung war, jetzt theils geringschätzte, theils verachtete, oder wohl gar bespöttelte. Der fromme Kindersinn und der Geist heiliger Zucht war bereits aus der Schule verschwunden, dafür aber der Weltsinn und der Geist der Zuchtlosigkeit eingekehrt. Die bedauernswerthen Kinder mußten zwar gar Vieles und Vielerlei lernen, was für sie eine wahre Geistesplage war; aber nur Weniges davon war brauchbar für das Leben, Vieles hingegen theils ein Raub der kostbaren Zeit, theils eine Aussaat des Unkrauts zum sichern Verderben. So bekamen die Kinder eine Scheu vor dem Gebete, eine Abneigung gegen den Religionsunterricht, insbesondere gegen den Katechismus. Und der tägliche Kirchenbesuch, der bisher für die Schuljugend üblich war, wurde ihnen mehr und mehr zuwider. Ebenso auch ging ihre Liebe und Ehrfurcht gegen den Pfar-

rer allmählig in Geringschätzung, ihr Gehorsam gegen die Eltern in Widerspenstigkeit, und ihr anständiges und sittliches Betragen in Rohheit und Ausgelassenheit über. Und all' dies, ja noch viel Verderblicheres, war die Frucht der Thätigkeit des neuen Lehrers Eimer, der unmittelbar auf den alten Lehrer gefolgt war.

Dem würdigen und seeleneifrigen Pfarrer, gegen den der Lehrer Eimer mit Arglist den Heuchler spielte, konnte dessen geheimes und verderbliches Treiben nicht länger verborgen bleiben. Denn die Trägheit und zunehmende Flatterhaftigkeit der Kinder beim Religionsunterrichte, ihr unehrerbietiges, oft sogar ärgerliches Betragen im Gotteshause, der immer sichtbarer werdende Mangel an Achtung, Zutrauen und Gehorsam sowohl gegen seine Person, als auch gegen seine Befehle, und noch viele andere Unarten waren solche Zeugen, die ihm laut genug sagten, es müsse mit diesen armen Kindern eine unheilvolle Aenderung vorgegangen, und sie schon in Gefahr sein, ein beklagenswerthes Opfer der Verführung zu werden, wenn sie es nicht schon geworden sind. Und daß ihr Verführer Niemand anders, als Lehrer Eimer sei, derselbe Mann, der den Kindern nach seiner heiligen Pflicht auf der schlüpfrigen und gefahrvollen Bahn ihres jugendlichen Lebens ein väterlicher Freund und Führer hätte sein sollen, auch das war ihm jetzt klar geworden. Er arbeitete daher mit Klugheit, aber auch mit aller Kraft und Entschiedenheit dagegen. Allein dessen ungeachtet nahm das Uebel eher mehr zu, als ab. Denn es schien in den Herzen der Kinder schon zu tiefe Wurzeln gefaßt zu haben, als daß es so leicht hätte erstickt werden können. Der betrübte Seelenhirt ließ daher im Stillen den Lehrer Eimer auf sein Zimmer kommen, und sprach diesmal sehr ernst mit ihm über die neueren Vorfälle, welche immer gefährlicher und verderblicher zu werden drohten. Er stellte ihm die Wichtigkeit und Heiligkeit seiner Berufspflichten, die

schwere Verantwortlichkeit seines Amtes, und endlich auch die schrecklichen Folgen vor, die sein gegenwärtiges Wirken sowohl für ihn selbst, als auch für die Kinder unvermeidlich haben müsse, wenn er ihm nicht sogleich ein Ende mache. Er sprach in seinem heiligen Eifer dem jungen Manne so eindringlich ans Herz, daß dieser ergriffen und gerührt zu werden schien. Aber es war wirklich nur Schein. Der Heuchler, schon ein Meister in der Verstellungskunst, versprach, dem Wunsche des Herrn Pfarrers vollkommen zu entsprechen und fürder nur nach dessen Sinn und Geist zu wirken. Allein er blieb nach, wie vor der alte Seelenverderber; nur gebrauchte er jetzt mehr List, als zuvor. Dies will ich nur an einem Beispiele zeigen, das aber nicht so unbedeutend ist, als es Manchem erscheinen darf.

Es war nämlich von undenklichen Zeiten her im Dorfe Bernstein, wie noch in vielen andern katholischen Ortschaften, der fromme Gebrauch üblich, bei Begrüßungen den christlichen Lobspruch: „gelobt sei Jesus Christus!“ anzuwenden. Was die Erwachsenen in den Häusern und auf den Straßen zu thun gewöhnt waren, das thaten auch die Kinder mit einem frommen Sinne in der Schule. So oft der Pfarrer oder Lehrer in die Schule kam, und wenn er dann dieselbe wieder verließ, sprach die versammelte Jugend wie aus einem Munde diesen schönen katholischen Gruß. Dies gefiel dem Pfarrer sehr, so aber dem aufgeklärten Lehrer Eimer nicht. Er schaffte ihn daher ab; doch aber nur mit Schlauheit. Um den Pfarrer auf dem Glauben zu lassen, als wäre er hierin ganz seiner Gesinnung, mußten die Kinder, so oft er in die Schule kam, den Gruß: „gelobt sei Jesus Christus!“ sprechen; ihn selbst aber, wenn er allein war, mußten sie begrüßen mit einem „guten Morgen,“ oder „guten Tag.“ Denn er hatte ihnen mit Arglist begreiflich zu machen gewußt, daß der Gruß: „gelobt sei Jesus Christus!“ weiter nichts, als eine veraltete For-

mel aus dem finstern Mittelalter sei, und nur noch von gewissen strengen katholischen Geistlichen und von Betschwestern gebraucht werde. Aber aufgeklärte und gescheidte Leute hätten diesen veralteten Gebrauch schon längst abgelegt. Die armen, verführten Kinder, die von Natur nur zu sehr einen Hang nach Ungebundenheit haben, faßten die Worte ihres aufgeklärten Lehrers nur zu gut auf. Aber was war die Folge davon? — Daß der fromme Sinn der Kinder an der Wurzel zernagt, ihr kindlicher Glaube geschwächt, und ihr Zutrauen zum Herrn Pfarrer, der ihnen jetzt als ein finsterer und zu strenger Mann, nämlich als einer aus dem finstern Mittelalter, erschien, vollends zernichtet wurde. Ist das nicht ein betrübendes Beispiel? Es ist aber nur eines von den vielen, die ich hier anführen könnte, und zwar eines von den mindern.

Doch bei der Verführung der Jugend blieb der Seelenverderber nicht stehen, sondern, wie einstens die alte Schlange, um unsere Stammeltern zu verführen, in das Paradies geschlichen, so schlich sich auch diese giftige Schlange in das Heiligthum der Familien, um auch da nach Herzenslust zu verderben, was nur zu verderben war. Hier hatte Lehrer Eimer, der von sich nichts weniger, als die Meinung hatte, daß er ein Verführer sei, sondern sich vielmehr für einen Verbreiter der wahren Aufklärung und der ächten Freisinnigkeit hielt, für seine Wirksamkeit zwar ein großes, aber auch ein schwieriges Feld. Jedoch im Vertrauen auf seinen Kopf verlor er den Muth nicht. Er war fest entschlossen, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, ob erlaubt, oder unerlaubt, zu gebrauchen, um seinen Zweck, das dumme Bauernvolk aufzuklären, zu erreichen. Dabei kam ihm seine Schlauheit, seine meisterhafte Verstellungskunst und seine geläufige Zunge gut zu statten. Daß er sein Werk mit den Männern und zwar gleich mit denen beginnen müsse, welche, wie man zu sagen pflegt, in der Gemeinde den Ton an-

geben, das war ihm klar. „Denn habe ich," dachte er bei sich, „nur erst diese für mich gewonnen; dann sind auch die Uebrigen schon halb mein." Auch darüber war er mit sich nicht mehr im Zweifel, daß er, um diese dummen Bauern, die, wie er meinte, bis jetzt in knechtischer Furcht unter dem blinden Gehorsam des Pfarrers und der Standesherrschaft gestanden, aufzuklären, den ersten Todesstreich gegen ihren Glauben und den andern gegen ihre Gewissenhaftigkeit führen müsse. Der Frevler that's, und Beides gelang ihm.

Lehrer Eimer, dieser Volksaufklärer und Bildner der Menschheit, wie er sich gerne tituliren ließ, und, wenn es Andere unterließen, sich auch selbst so nannte, begab sich anfangs nur an Sonntags-Abenden in das Wirthshaus, welches das einzige im Dorfe war, wo er etliche Bauern zu treffen wähnte und auch wirklich traf. Er begrüßte sie freundlich und setzte sich an ihren Tisch, um ihnen, wie er sich mit aller Bescheidenheit ausdrückte, für diesen Abend Gesellschaft zu leisten. Das schmeichelte den eitlen Bauern. Und wie schmunzelten sie erst, als der schlaue Fuchs ihre Kenntnisse in der Landwirthschaft, ihren trefflichen Viehstand und ihren großen Gewerbs-Fleiß rühmte! Und da er sie bald mit interessanten Zeitungsartikeln, bald mit muntern Histörchen sehr angenehm unterhielt, so galt er gar bald für den angenehmsten Gesellschafter. Als das war Lehrer Eimer in kurzer Zeit auch bei allen übrigen Bauern im Dorfe bekannt. Schon am nächsten Sonntage hatte die Abendgesellschaft in der Dorfschenke um mehrere Köpfe zugenommen. Und so wuchs sie von Abend zu Abend, bis sie endlich so zahlreich war, daß sie alle Tische besetzte. Aber Lehrer Eimer, der jetzt die Seele dieser Abendunterhaltungen war, durfte ja nie fehlen. Er fehlte aber auch nie. Denn um die Bezahlung seiner Zeche durfte er sich jetzt nicht mehr kümmern, weil ihn der dankbare Wirth,

der ihn für die Anlockung so vieler guten Kunden zu lohnen nicht vergaß, heimlich zechfrei hielt. Die Abendunterhaltung der Bauerngesellschaft wurde endlich so reizend, daß der Sonntags-Abend nicht mehr hinreichte, sondern bald dieser, bald jener Abend an Wochentagen dazu gebraucht wurde. So stieg es von Abend zu Abend, bis endlich alle Abende in der ganzen Woche den lustigen Unterhaltungen im Wirthshause gewidmet wurden. Ebenso blieben auch die Zeitungsartikel und muntern Histörchen nicht mehr der einzige Stoff zu ihren Unterhaltungen, sondern jetzt kam man auch zu sprechen von Religion, Kirche und Staat, von Glauben und Aberglauben, von Gottesdienst, Kirchengehen und Betschwesterei, von Fasten und Beichten, von Heiligenverehrung und Wallfahrten, von Zehnt- und Steuerlasten, von Volksdruck und Volksfreiheit u. s. w. Und wer über alle diese Dinge den staunenden Bauern die helle Aufklärung gab, war natürlich Lehrer Eimer, der aus den dummen Bauern Weltweise zu bilden gedachte. Und es dauerte nicht lange, und er hatte seinen Zweck, die dummen Bauern aufzuklären, ganz nach Wunsch erreicht. Denn diese waren jetzt so hell aufgeklärt, daß sie an Sonn- und Feiertagen nicht mehr in die Kirche gingen, aber jeden Abend ganz gewiß in's Wirthshaus zur angenehmen Gesellschaft; daß sie ferner alle religiösen und kirchlichen Gebräuche für Aberglauben hielten, und von Beten, Fasten und Beichten nichts mehr wissen wollten; daß sie endlich, lüstern nach Freiheit, über unerträgliche Lasten und Bedrückungen klagten, und ein großer Theil derselben sich weigerte, der Pfarrei und der Standesherrschaft die schuldigen Abgaben zu entrichten. So weit wollte es Lehrer Eimer mit seiner Bauern-Aufklärung bringen, und so weit hat er es auch zum Verderbniß des Dorfes Bernstein gebracht. Aber ach! wie viel Jammer und Elend dadurch in die meisten Familien kam, läßt sich nicht beschreiben. Denn das tägliche

Zechen und Spielen kostete Geld und brachte Zeitverlust. Die Feldarbeit, wie das Hauswesen litt sehr darunter; denn es fehlte an Aufsicht, Ordnung und Betriebsamkeit. Die Väter wurden verschwenderisch, und ihre Söhne und Knechte folgten ihrem Beispiele nach. Die Hausmütter und Töchter weinten und verzagten; denn die aufgereizten, mißvergnügten und oft betrunkenen Hausväter und Söhne beschimpften und mißhandelten sie. Und wie es in solchen Familien, wo jetzt die leidige Zwietracht an die Stelle des frühern süßen Friedens getreten war, mit der Kinderzucht stehen mußte, läßt sich denken. Das Elend war schon groß, und es schien noch immer größer werden zu wollen. Das ist nun das Werk des Lehrers Eimer. Es seufzten darüber alle noch übrigen Gutgesinnten, darunter ganz besonders der seeleneifrige Pfarrer. Es weinten die Mütter und es jammerten die Greisen; Lehrer Eimer aber freute sich über sein gelungenes Werk.

Aber warum, so müssen wir fragend die Erzählung unterbrechen, haben der Pfarrer und die Ortsobrigkeit die schlimme Sache so weit kommen lassen? Die einfache Antwort darauf ist diese: der Pfarrer konnte sie mit dem besten Willen nicht hindern, und die Ortsobrigkeit wollte sie nicht hindern. Anfangs wollte der eifrige Pfarrer durch seine Predigten mächtig dagegen wirken; aber die meisten Bauern blieben aus der Kirche weg, und Einige drohten ihm mit Fenstereinwerfen und Fortjagen. Später ließ er bald diese, bald jene Bauern, gegen welche die eigenen Weiber Klage führten, vor sich laden; aber Keiner erschien. Endlich führte er bei geeigneter Stelle zu wiederholten Malen Klagen gegen das heillose Wirken des Lehrers Eimer. Allein der Schultheiß und die Gemeinderäthe, welche selbst zur Sippschaft Eimer's gehörten, hatten durch Lügen, denen man mehr glaubte, als der Wahrheit, des Pfarrers Klagen immer wieder entkräftet, und dessen edle Absicht vereitelt. Man

konnte den edlen Seelenhirt fast täglich seufzen hören: „wie viel Unheil kann doch ein schlechter Schullehrer stiften!“ aber Niemand wollte seine Klagen erhören und seine Seufzer stillen.

So stand nun die Sache im Dorfe Bernstein um jene Zeit, wo bald vom Pfarrer, bald vom Schloßverwalter ein Klagebrief nach dem andern in der Residenz und im Hause des Herrn v. Bernstein ankam, und worauf derselbe sich endlich entschloß, die Residenz zu verlassen und auf sein Landgut zu ziehen. Aber jetzt war auch dem heillosen Treiben Eimer's ein Ziel gesetzt, der Rächer seiner Schuld war da; denn das Maaß seiner Bosheit war voll.

Drittes Kapitel.

Die Gemeindeversammlung und der gute Erfolg.

Welchen Schrecken der Standesherr den Bernsteiner Bauern mit der Ankündigung einer Gemeindeversammlung eingejagt, davon sind wir soeben Zeugen gewesen. Was aber die Männer mit Schrecken erfüllte, das belebte die Frauen mit neuer Hoffnung. Denn nur zu lange schon hat ihr Hauskreuz gedauert, und hat ihnen schon gar viele Thränen und Seufzer erpreßt, und sie sahen ihrem Elende noch kein Ende. O, wie oft haben sie im Verborgenen zu Gott um Abhülfe gefleht, und wie oft die Ankunft ihrer Standesherrschaft ersehnt! Und jetzt endlich war Gottes Hülfe nahe, jetzt war die ersehnte Herrschaft angekommen; ja, der folgende Tag sollte ihr Loos für die nächste Zukunft entscheiden. Darüber freuten sich die guten Frauen im Stillen eben so sehr, als sie bisher in ihren Leiden geseufzt und geduldet hatten. Seit langer Zeit war dieser Abend wieder der erste, an dem die Hausväter mit den Müttern und Kindern gemeinschaftlich das Nachtessen ver-

zehrten; ja, der erste Abend, an dem die Frauen theils ohne Schmach, theils ohne blauen Rücken zu Bette gingen. Es war bei den Männern nicht anders, als hätten sich die reißenden Wölfe plötzlich in sanfte Lämmer umgewandelt. Derselbe Mann, der bisher fast jeden Abend in Saus und Braus, unter Flüchen und Scheltworten aus dem Wirthshause heimkam, sprach jetzt so freundlich und sanft mit seinem Weibe, als wenn zwischen ihnen nie etwas Schlimmes vorgefallen wäre. Alle hatten Angst auf den folgenden Tag, und Jeder hätte gerne sein Weib zur Fürsprecherin gewählt, hätte er sich nicht theils aus Hochmuth, theils aus Schuldbewußtsein davor gescheut. Jedoch einige haben es wirklich gethan, und darunter auch der Schultheiß.

Dieser Mann, den der Unfall mit dem Steckenbleiben in der Anrede, insbesondere aber der Schrecken vor der angekündigten Gemeindeversammlung, so heftig ergriffen hatte, daß er unwohl nach Hause kam und sich sogleich zu Bette legen mußte, bat sein gutes Weib, dem er in den letztern Jahren ihres ehelichen Lebens, das früher so friedlich und glücklich gewesen, manche bittere Stunden gemacht hatte, um Verzeihung. Regina, so hieß sein treffliches Weib, ward dabei zu Thränen der Freude gerührt, und reichte ihm auf der Stelle die Hand zur Versöhnung.

„Ach, gute Regina!“ versetzte der Schultheiß mit einer Thräne der Reue im Auge, „es ist mir gerade so zu Muthe, als wäre ich so eben aus einem schrecklichen Traume erwacht. Das war doch ein wüstes Leben. Ist es nur auch möglich, daß ich so entsetzlich und so lange verblendet sein konnte!? Wie oft hast du mir, gute Regina, mit sanfter Rede die Augen öffnen wollen, aber ich hörte nicht darauf, sondern vergalt dir jedesmal die Sanftmuth und Geduld mit Schmach und Kränkung. O, ich undankbarer, treuloser Mensch! Wie viel Verdruß habe ich dir, und wie viel Kummer und Herzenleid dem hochwür-

digen Herrn Pfarrer gemacht! Und, was noch das Schrecklichste ist, welches Aergerniß habe ich nicht meinen Kindern und Dienstboten, ja, der ganzen Gemeinde gegeben! Hätte ich doch den gottlosen Eimer nie kennen gelernt, oder doch wenigstens seine schlechte Sache nie in Schutz genommen! Wie doch mein Herz vor Angst pocht und zittert! Gute Regina, du wirst dich nicht wenig wundern, wie ich doch so plötzlich zur Einsicht meiner Verirrung und Schuld gekommen bin. Sieh', das geschah in dem verhängnißvollen Augenblicke, wo ich vor dem edlen Standesherrn stand und er mit einem strafenden Blicke mein schuldvolles Herz durchbohrte; weßhalb ich auch in meiner Anrede stecken geblieben bin. Ja, in diesem Augenblicke fielen die Schuppen von meinen Augen, und ich erkannte meine Thorheiten und meine schwere Schuld; ich hätte da meinem Herrn zu den Füßen meine Schuld bekennen mögen, hätte nicht Furcht und Scham mich davon abgehalten. Aber da ich damals nicht einmal seinen Blick ertragen konnte, wie werde ich morgen seine Donnerstimme aushalten können!" O, Regina! die fatale Gemeindeversammlung wird mir und meinen Schuldgenossen eine heiße Stunde bereiten!" —

„Wohl mag dies der Fall sein," erwiederte Regina mit Milde und Ernst, „aber ihr Männer müsset dabei auch bedenken, wie viel heiße und bittere Stunden ihr bisher schon euern Weibern gemacht; wohl mag der Standesherr, den ihr undankbare Männer so schmerzlich getäuscht, und dessen Güte ihr so schändlich verkannt und mißbraucht habt, morgen strenge Worte an euch richten; aber ihr müsset dabei nicht vergessen, wie sehr ihr's verdient und wie heilsam es euch werden darf, wenn ihr Alles gut zu Herzen nehmet. O, lieber Mann! ich kann es dir nicht sagen, wie sehr es mich freut, daß du jetzt schon zur bessern Einsicht gekommen bist. Ich danke Gott dafür, und hoffe, daß auch alle andern Männer zu derselben Einsicht kommen

werden. Wie werden ihre Weiber, meine Leidensschwestern, sich darüber freuen! Aber noch Eines, lieber Mann, wie ich dafür halte, so ist es jetzt deine heilige Pflicht, deine große Schuld an dem Unheil in unserer Gemeinde dadurch abzutragen, daß du dich, soviel in deinen Kräften steht, bemühest, die Mitschuldigen wieder auf den rechten Weg zurückzubringen, damit das Dorf Bernstein recht bald wieder werde, was es früher war, und immer hätte bleiben sollen." —

Der Schultheiß, dem Reginas verständige Rede wie glühende Kohlen ans Herz gedrungen war, seufzte tief, verwünschte seine Verirrungen und versprach alles Gute, konnte aber nicht eher beruhigt werden, bis Regina ihm versprach, bei der erzürnten Herrschaft seine Fürsprecherin zu sein.

Die gefürchtete Stunde hatte endlich geschlagen und vom Thurme des Rathhauses ertönte das helle Glöcklein und gab der Bürgerschaft das bekannte Zeichen zur Gemeindeversammlung. Fast hörbar pochte den schuldbewußten Bauern das Herz, und Jene, welche der Standesherrschaft und der Pfarrei die Entrichtung der Abgaben verweigert hatten, sahen gar erbärmlich aus. Die Versammelten durften nicht lange auf den Standesherrn warten; denn er erschien bald, aber zu ihrem Schrecken in Begleitung des Minister-Präsidenten v. Kronfels. Doch sie erholten sich bald wieder von ihrem Schrecken, weil das Angesicht ihres Standesherrn diesmal nicht mehr so furchtbar ernst aussah, wie gestern Abends, sondern vielmehr die an ihm gewohnte Milde darauf zu lesen war. Nur dem Lehrer Eimer, der, wie ein verstockter Sünder, hinter dem Schultheißen stand, warf er einen zürnenden Blick zu. Warum aber Herr v. Bernstein heute milder gestimmt war, als gestern, kam daher, weil er schon Alles wußte, was seit gestern mit den Bauern im Gewissen vorgegangen war.

Denn Regina und viele andere Frauen hatten schon in der Frühe, nach der heil. Messe, mit dem Herrn Pfarrer gesprochen und ihm Alles, was mit ihren Männern vorgegangen, mitgetheilt. Der Pfarrer aber hatte es unverweilt dem Standesherrn hinterbracht, der sich darüber herzlich freute, und den Entschluß, diesmal mit den Bauern aufs Strengste zu verfahren, augenblicklich änderte. Er blieb jedoch fest entschlossen, gegen Eimer, den gottlosen Seelenverderber, nach aller Strenge des Gesetzes zu verfahren. Nachdem er sich vorerst von der Anwesenheit aller Bürger überzeugt hatte, hielt er an sie folgende Rede:

„Standesherrliche Unterthanen!“
sonst:
„Meine lieben Unterthanen!“ —

„Es ist euch gewiß nicht unbekannt geblieben, wie schmerzlich der liebe Gott vor kurzer Zeit mich und meine Familie geprüft und heimgesucht hat. Ja, der Verlust meines Kindes, des bis jetzt noch einzigen männlichen Sprößlings meines Stammes, der Verlust meiner süßen Hoffnung und Freude, der mich mit dem tiefsten Schmerze erfüllt und meine Gattin dem Tode nahe gebracht hatte, ist euch gar wohl bekannt. Da ich euch, wie ihr wohl wisset, mehr ein milder Vater, als ein strenger Standesherr war; so hätte ich von euch einen Beweis mitleidvoller Theilnahme an unserm schweren Leiden, und wenn er auch nur in wenigen Worten bestanden wäre, mit Recht erwarten dürfen. Allein, anstatt heilenden Balsam in die Wunden unserer Herzen zu gießen, habt ihr in dieselben brennendes Gift geträufelt und uns zu den alten Wunden noch neue geschlagen. Ja, die Nachrichten von dem heillosen Zustande in eurer Gemeinde, wie in euern Familien, haben uns mit unsäglichem Schmerze erfüllt und unser Leiden um Vieles vermehrt. Und als ich dann, meist um eures

Wohles willen, meine Ehrenstelle am Hofe niederlegte, die Residenz verließ und hieher zu euch eilte, um euch für die fernere Zukunft ein Vater und Wohlthäter zu sein; da hatte euch meine Ankunft, anstatt mit Freude, nur mit Furcht und Schrecken erfüllt. Könnet ihr es mir daher verargen, wenn ich gestern Abends beim Anblicke eurer abgehärmten Frauen, eurer verwahrlosten Kinder und eurer Schreckens-Gesichter in meinem Herzen dachte, und bald darauf auch laut aussprach: „Das sind nicht mehr meine alten Bernsteiner?" —

Jetzt unterbrach der Schultheiß, der vorher schon weich gestimmt gewesen war, den Redner mit lautem Schluchzen, und auch alle Uebrigen, Lehrer Eimer ausgenommen, der mit niedergesenkten Blicken auf den Boden starrte, waren tief ergriffen und zu Thränen gerührt.

„Ich hatte mir gestern vorgenommen," fuhr Herr v. Bernstein in seiner Rede fort, „euch heute mein Mißfallen an euerm bisherigen verkehrten Leben in strengster Weise auszudrücken. Allein der Umstand, daß ihr sobald zur Erkenntniß eurer Schuld gekommen, wie ich schon von anderer Seite her erfahren und so eben mich selbst überzeugt habe, und daß eure Frauen, die ihr bisher so schändlich behandelt, ja oft sogar mißhandelt habt, eure Fürsprecherinnen geworden sind, hat mich bewogen, nicht minder edel, als eure Frauen, an euch zu handeln und mit euch eine Nachsicht zu haben, die ihr in der That nicht verdient. Insbesondere verdienen sie alle Jene nicht, die in ihrer Verkehrtheit so weit gegangen sind, daß sie die Entrichtung der Abgaben verweigerten. Oder hat man euch vielleicht mit ungebührlichen Lasten gedrückt, ohne daß ich es wußte? Ist so etwas geschehen, dann tretet hervor und begründet eure Beschwerde. Denn noch nie habe ich mit Wissen und Willen einem meiner Unterthanen Unrecht gethan. Sollte aber dennoch Einem, oder Mehreren von

euch Unrecht widerfahren sein; so bin ich bereit, ihm Recht zu verschaffen."

Der Redner hielt inne, in der Erwartung, daß Einige hervortreten würden, um gegen seinen Verwalter, von dessen Rechtlichkeit und Billigkeit er sonst überzeugt war, Beschwerde zu führen. Aber es rührte sich Keiner, sondern es herrschte in der Versammlung eine Todtenstille. Endlich auf wiederholten Aufruf trat der Keckste von ihnen mit einer tiefen Verbeugung vor seinen Herrn und begann also zu sprechen: „Gnädiger Herr! da ich die gegenwärtige Gesinnung aller meiner Mitschuldigen kenne, so kann ich Ihnen im Namen Aller auf die gestellte Frage eine unterthänige Antwort geben. Und diese besteht in dem offenen und aufrichtigen Bekenntnisse, daß Keiner aus der ganzen Bürgerschaft je die mindeste Ursache gehabt habe, noch jetzt eine habe, entweder über Ihren Verwalter, oder sonst über erlittenes Unrecht eine Beschwerde zu führen; daß wir hingegen aber alle Ursache haben, Gott für eine so milde und gütige Standesherrschaft zu danken. Denn wenn wir aus Verblendung und schändlichem Undank auf einige Zeit auch vergessen haben, wie viel Wohlthaten wir von unserer gütigen Herrschaft schon empfangen haben; so denken wir doch jetzt wieder mit Dank daran. Ja, gnädiger Herr! wir schienen es ganz vergessen zu haben, aber heute denken wir wieder daran, wie Sie vor drei Jahren nach dem Hagelschlag die Hälfte der Abgaben schenkten, und ein halbes Jahr später, wo in unserm Dorfe die Viehseuche herrschte, den Vermöglichen Geld borgten und den Armen Geld schenkten, um wieder frisches Vieh anschaffen zu können. Ja, ich bin augenblicklich nicht im Stande, all' die Wohlthaten aufzuzählen, die Sie uns schon erwiesen haben. Und dennoch," da trat eine Thräne in das Auge des Sprechers, „und dennoch," fuhr er bewegt fort, „haben wir Undankbare in unserer schrecklichen Verblen-

dung uns gerade so benommen, als hätten wir eine harte und ungerechte Herrschaft. Ja, wir benahmen uns, wie Unsinnige; denn wir klagten über Bedrückung und ungebührliche Lasten, und wußten doch, daß es lauter Lüge sei. Und einer von diesen Unsinnigen war auch ich. Wir könnten uns zwar damit entschuldigen, daß Lehrer Eimer mit seinem Geschwätze uns berückt und aufgereizt habe; aber dies wäre eine schlechte Entschuldigung. Denn wir sind Männer und keine Knaben mehr, die man so leicht überreden und verführen kann. Und dennoch haben wir uns diesmal wie Knaben benommen und uns von diesem elenden Schwätzer bethören lassen. Darum liegt die Schuld von Allem, was geschehen, nur an uns. Aber, gnädiger Herr! eben diese Schuld erkennen wir jetzt, und wir sind bereit, uns der wohlverdienten Strafe zu unterwerfen. Nur bitte ich im Namen aller Mitschuldigen, Sie wollen uns doch nach erstandener Strafe Ihre Huld und Liebe wieder schenken. Denn ich schwöre es Ihnen, gnädiger Herr! und ich wage es auch im Namen aller Uebrigen zu thun, daß wir von nun an uns eifrig bestreben werden, wieder gehorsame, treue und dankbare Unterthanen zu sein." Nach diesen Worten verbeugte sich der Sprecher wieder tief und trat bescheiden in die Reihe der Uebrigen zurück.

Herr v. Bernstein, der von dem Erfolg der heutigen Gemeindeversammlung viel, aber doch nicht so viel erwartet hatte, ward durch die offenherzige Erklärung des Weibel-Bauern, denn so heißt der Sprecher, höchst freudig überrascht. Mit inniger Rührung gab er seine Erwiederung: „Liebe Unterthanen!" denn so darf ich euch von heute an wieder nennen; „wer begangene Fehler einsieht, sie bereut und seine Schuld aufrichtig bekennt, und dabei auch bereit ist, das verübte Böse nach Kräften wieder gut zu machen, der verdient Vergebung. Und dieses hat so eben Jakob Weibel für sich und im Namen aller übrigen Mitschuldigen gethan, von denen

ich gerne glaube, daß sie jetzt ebenso, wie Weibel, gesinnt sind. Darum will ich heute nach dem Beispiele unsers göttlichen Erlösers Gnade für Recht ergehen lassen, und euch nicht nur die verdiente Strafe schenken, sondern auch meine volle Verzeihung gewähren."

Bei den letzten Worten: „volle Verzeihung," entstand eine höchst freudige Bewegung in der Versammlung der Bauern; denn so viel hatten sie für heute noch nicht erwartet. Es waren Alle so zu Dank und Freude gerührt, daß sie augenblicklich die Worte nicht fanden, um dem Gefühle ihres Herzens den rechten Ausdruck zu geben. Nachdem wieder Ruhe und Stille eingetreten war, fuhr Herr v. Bernstein in seiner Rede fort.

„Daß die ausgesprochene Verzeihung nur euch, aber nicht auch dem Lehrer Eimer gilt, versteht sich von selbst. Mit diesem jungen Manne werde ich erst sprechen, wenn ich zuvor noch Eines, das ich nicht unterlassen darf, euch ans Herz gelegt haben werde. Und dieses ist: ich erinnere und ermahne euch an die schleunige Erfüllung unerläßlicher Pflichten, die darin bestehen, daß ihr sobald als möglich und nach all euern Kräften wieder gut zu machen sucht, was ihr bisher gefrevelt habt gegen Gott, euern besten Vater und Wohlthäter; gegen eure eigene Seele, die ihr der Gefahr des ewigen Verderbens ausgesetzt; gegen euern würdigen Seelsorger, dem ihr so viel Kummer und Herzeleid gemacht; gegen eure Standesherrschaft, deren Liebe und Güte ihr mit Undank vergolten; gegen eure Frauen, denen ihr das Leben verbittert, und endlich gegen eure Kinder, Dienstboten und alle noch Gutgesinnten in der Gemeinde, denen ihr Aergerniß gegeben habt. Denn nur dadurch wird eure Bekehrung und Besserung eine ächte und fruchtbare werden, und auf diese Weise dürftet ihr mit Zuversicht hoffen, daß euch der liebe Gott zu meiner Verzeihung auch die seinige verleihen werde." — Die reumüthigen Bauern ver-

sprachen, dieser väterlichen Ermahnung mit Gottes Beistand treu und eifrig zu entsprechen. Und jetzt kam die Reihe, vor den Standesherrn zu treten, an Lehrer Eimer. Dieser junge, sonst so stolze, Mann trat jetzt mit der Gebehrde der tiefsten Demuth und mit vielen Bücklingen vor seinen Herrn, dessen Brod er schon etliche Jahre unverdient gegessen hatte. Aber so sehr er sich die Mühe gab, sich demüthig, unterwürfig und reuevoll zu stellen; so schauten ihm doch der geheime Hochmuth und der verbissene Grimm seines Herzens zu den beiden Augen heraus, welche die Verräther des Wolfs im Schafspelze waren. Diesmal, vor dem Angesichte eines so seltenen Menschenkenners, schien er in seiner Verstellungskunst, worin er sonst ein Meister war, ganz aus der Rolle gefallen zu sein. Denn, wie ein entlarvter Bösewicht vor seinem Richter, so stand er jetzt zitternd vor seinem Herrn, der ihn mit scharfen Blicken durchschaute. Eimer senkte seine Augen scheu zu Boden; denn er konnte den zürnenden Blick seines Herrn nicht ertragen.

„Lehrer Eimer!“ so begann Herr v. Bernstein mit tiefem Ernste seine Anrede, „ich halte es für überflüssig, mit Ihnen über das Geschehene ein gerichtliches Verhör vorzunehmen, da die Schuld Ihres Gewissens, so sehr Sie sich auch bemühen, dieselbe zu verheimlichen, in Ihren Gesichtszügen deutlich zu lesen ist, und da über 50 Ankläger gegen Sie auftreten, die einstimmig bezeugen, daß nur Sie der Verführer meiner Unterthanen und der Stifter all der Verwirrungen sind, die so viel Jammer und Elend in die Familien gebracht und fast die ganze Gemeinde an den Rand eines fürchterlichen Abgrunds geführt haben, in den sie unvermeidlich hätte stürzen müssen, wäre nicht noch zeitlich genug Hülfe zur Rettung gekommen. Sie scheinen aber das gestiftete Uebel noch nicht in seiner ganzen Größe und Strafbarkeit erkannt zu haben; weßhalb ich Ihnen die Augen

öffnen will, damit Sie heller sehen, als Sie bis jetzt gesehen haben." —

„Wie Sie, Eimer, wohl noch wissen werden, wurden Sie mir vor einigen Jahren von einem guten Freunde empfohlen. Im guten Vertrauen, in Ihnen einen würdigen Nachfolger des verstorbenen unvergeßlichen Lehrers Haller gefunden zu haben, übertrug ich Ihnen mit sehr vortheilhafter Stellung den hiesigen Schuldienst. Wie entsetzlich Sie aber meinen Freund, der Sie mir empfohlen, und mich selbst getäuscht haben, zeigt jetzt der Erfolg Ihres unheilvollen Wirkens in hiesiger Gemeinde. Denn alles Gute, was Ihre Vorfahren mit kräftiger Unterstützung des würdigen Pfarrers und mit rastloser Mühe in einer langen Reihe von Jahren hier aufgebaut, haben Sie in wenigen Jahren wieder niedergerissen und dadurch hier unsäglich viel Unheil gestiftet. Sie haben unserm eifrigen Seelsorger in allen Stücken entschieden entgegengewirkt, ihm durch alle Verführungskünste die Liebe und Zuneigung der Kinder, wie auch das Zutrauen der ganzen Pfarrgemeinde geraubt, und auf diese Weise seine ganze, seit vielen Jahren so segensreiche, Wirksamkeit gehemmt. Ja, die Verkehrtheit im Schulwesen und in der Erziehung, die Zuchtlosigkeit unter der Jugend, das Verderbniß unter den Erwachsenen, die Zwietracht in den Familien, die Aufwieglung der Bürger gegen ihre geistliche und weltliche Obrigkeit, die sittlich-religiöse Verkommenheit und die zunehmende Verarmung vieler Familien ist nur Ihr Werk, ein Werk, das nur zu laut bezeugt, wie viel Unheil ein schlechter Lehrer in so wenigen Jahren stiften kann. Oder thue ich Ihnen etwa Unrecht, wenn ich das Unheil, das seit dem Tode des alten unvergeßlichen Lehrers in der hiesigen Gemeinde entstanden ist, Ihr Werk nenne? Ich fordere Sie auf, zu sprechen, wenn Sie etwas zu Ihrer Vertheidigung vorzubringen wissen." —

Herr v. Bernstein hielt da in seiner Rede inne; aber

auch Eimer schwieg. Doch endlich erhob er seine niedergesenkten Augen, raffte noch einmal all seinen Muth zusammen und sprach mit etwas kecker Stimme: „Gnädiger Herr! ich habe bei meinem bisherigen Wirken keine andere Absicht gehabt, als unter dem Volke Aufklärung zu verbreiten, und dies ist ja eines Schullehrers Pflicht.“ —

„Allerdings ist es eines Schullehrers Pflicht, die Menschen aufzuklären,“ erwiederte Herr v. Bernstein; „aber eine solche Aufklärung muß eine wahre und keine falsche sein. Oder glauben Sie im Ernste, junger Mann, daß Sie unter der Jugend und dem Volke eine wahre Aufklärung verbreitet haben? Sie wissen doch, daß man den Baum an seinen Früchten erkennt, und daß ein schlechter Baum keine gute, aber auch ein guter Baum keine schlechte Früchte bringen kann. Oder sammelt man denn auch Trauben an den Dornen, oder Feigen an den Disteln? Ebenso kann keine wahre, sondern nur eine falsche und verkehrte Aufklärung solche schlechte Früchte bringen, wie jene sie gebracht hat, die Sie hier verbreitet haben. Davon will ich Sie durch Ihr eigenes Werk klar überzeugen. Sie haben hier, sowohl unter der Jugend, als auch unter den Erwachsenen, lauter irreligiöse, unchristliche und kirchenfeindliche Grundsätze verbreitet. Ich will, um Beispiele anzuführen, nur einige erwähnen. Sie haben die Kinder in der Schule gelehrt: „die biblische Geschichte genüge schon zum Religionsunterrichte, darum sei der Katechismus mit seinen vielen Menschensatzungen ganz entbehrlich.“ — Ferner: „der katholische Gruß „gelobt sei Jesus Christus!“ sei eine alte und verschollene Formel aus dem finstern Mittelalter, die für Niemanden mehr passe, als für gewisse strenge Priester und Betschwestern.“ — Endlich haben Sie mit den Kindern, wenn der Herr Pfarrer nicht dabei war, das Vaterunser nie anders gebetet, als mit Weglassung des englischen Grußes und des Gebets der Kirche; indem Sie ihnen begreiflich zu machen

suchten, daß der Zusatz des Gebets des Herrn nur von Menschen herrühre, und daher kein Christ verbunden sei, ihn zu beten." — Auch das schöne Gebet des englischen Grußes, welches in der katholischen Kirche zu dreimaliger Zeit des Tages unter Glockengeläute verrichtet wird, haben Sie als ein katholischer Schullehrer, den Kindern mit dem ärgerlichen Ausdrucke: „er sei nur ein Machwerk der Kirche," oft lächerlich gemacht und sie dazu verleitet, daß sie ihn nicht mehr gebetet haben. Und so und noch auf viele andere Weise haben Sie den Kindern die falsche Ansicht beigebracht, als wäre Alles, was die Kirche gethan und angeordnet, nur eitel Menschenwerk, und dadurch haben Sie den armen Kindern, denen Sie ein geistlicher Vater hätten sein sollen, den Glauben an die Heiligkeit und Unfehlbarkeit, wie auch an die göttliche Autorität ihrer Kirche aus dem Herzen geraubt, und sie auf diese Weise zum Abfalle vorbereitet." —

„Aber nicht nur in der Schule, sondern auch im Wirthshause haben Sie den Lehrstuhl Ihrer falschen Aufklärung aufgeschlagen, die früher so fleißigen und sparsamen Bauern zu Müßiggängern und Verschwendern erzogen, und sie solche Grundsätze gelehrt, wodurch ihr Glaube nicht nur mächtig erschüttert, sondern fast ganz zerstört worden war. So haben Sie z. B. die Bauern gelehrt: „jede Religion sei gut, und man könne daher in jeder selig werden." — „Ein rechtlicher Mensch sein, das sei die beste Religion, und dazu brauche man weder Tempel, noch Priester, noch Gottesdienst." — „Die katholische Kirche habe sich überlebt und sei ihrem Grabe nicht mehr ferne; sie sei nichts weniger, als unfehlbar, sondern stecke mehr, als jede andere Kirche, in groben Irrthümern. Die Päbste, Bischöfe und Priester seien Menschen, wie andere, und können daher keine Sünden vergeben. Die Beichte sei daher eine Erfindung der Geistlichen, um die Gewissen des dummen Volkes zu knechten." —

„Doch warum soll ich all' die gottlosen und unsinnigen Grundsätze vor den Ohren derselben Männer wiederholen, die sie leider aus Eimer's bösem Munde nur zu oft hören mußten! Die schon angeführten mögen mehr als genügen, um den Eimer durch seine eigenen Lehren zu überzeugen, wie irrig seine Gesinnung, wie irreligiös und kirchenfeindlich seine Grundsätze, und darum auch wie falsch und verkehrt seine Aufklärung sei. Sie hätten daher, junger Mann, sehr gut gethan, wenn Sie sich zuvor, ehe Sie anfingen, andere Menschen aufzuklären, selbst hätten aufklären lassen, und dann würde es Ihnen klar geworden sein, daß die ächte Aufklärung nicht im Niederreißen des Guten, sondern vielmehr im Aufbauen desselben bestehe. Die wahre Aufklärung verbreitet überall Licht der Wahrheit, die falsche Aufklärung aber verbreitet um sich Finsterniß der Lüge, verdummt und verwildert die Menschen, weil sie dieselben von Gott, Religion und Kirche losreißt und sie geradezu dem Heidenthume und der alten Barbarei überliefert. So, wie Sie, klären alle Ungläubigen und Gottesläugner auf; der Gläubige aber hält fest an dem unwandelbaren Geiste des Christenthums und an der göttlichen Autorität der Kirche. Ach, wie traurig wäre es, wenn es in unserm Lande viele solche Schullehrer gäbe, wie Sie; denn alsdann ginge es nicht mehr lange, und es würde da und dort eine politische und kirchliche Revolution ausbrechen, deren Folge entsetzliches Elend sein würde! Aber Gott sei's gedankt, daß es in unserm Lande recht viele gutgesinnte Schullehrer gibt, die als gehorsame Diener des Staates und als treue Söhne der Kirche viel Heil und Segen stiften." —

„Da nun irreligiöse und kirchenfeindliche Lehrer für die Jugend, wie für das Volk ein Krebsschaden sind, der vom Volks-Körper ausgemerzt werden muß; so verdienen sie Alle, um sie unschädlich zu machen, von der Lehrerliste gestrichen zu werden. Und mit Ihnen, unglücklicher Eimer,

mache ich als Standesherr den Anfang. Von dieser Stunde an sind Sie als Lehrer zu Bernstein abgesetzt, und somit ohne Hoffnung auf eine Pension Ihres Amtes entlassen. Was sonst noch über Sie verfügt werden wird, das überlasse ich der geeigneten Staatsbehörde."

Damit war die Gemeindeversammlung geschlossen und jeder der Bauern verließ erschüttert und zerknirscht den Rathsaal. Eimer aber wankte davon, wie ein Mensch, der jeden Augenblick einer Ohnmacht nahe ist. Und Herr von Bernstein begab sich mit dem Bewußtsein, eine schwere Pflicht gut erfüllt zu haben; aber auch mit der Zuversicht, daß dem Dorfe Bernstein bald wieder eine schönere Zukunft erblühen werde, mit seinem Freunde Arm in Arm ganz vergnügt nach Hause zurück.

Viertes Kapitel.

Die Dorfgemeinde Bernstein kommt wieder aufs Neue zur Blüthe.

An diesem glücklichen Tage, als die Männer von der Gemeindeversammlung heimgekommen waren, konnte man fast in jedem Hause Zeuge von rührenden Scenen der Aussöhnung sein. Hier sah man einen Vater, der unter Thränen Weib und Kinder um Verzeihung bat; dort eine Mutter, die ihre Kinder in die offenen Arme des Vaters führte, damit auch sie ihn um Verzeihung bitten und ihren Eltern aufs Neue Gehorsam geloben. Ja, es war im Dorfe Bernstein fast kein Haus, wo nicht an diesem Tage zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kindern und zwischen Dienstherrschaften und Dienstboten eine aufrichtige Versöhnung zu Stande kam, die dann das Band der Liebe und des Friedens, welches Hader und Zwietracht schon längst zerrissen hatten, wieder neu und fester um ihre Herzen

schlang. Freudenthränen waren die Zeugen von der Rührung ihres Herzens. Aber Alle machten gute Vorsätze; und Alle versprachen, sie treu auszuführen.

Schon am nächsten Sonntage war zur Zeit des Gottesdienstes dieselbe Kirche, die seit Jahr und Tag halbleer geblieben, von Andächtigen vollangefüllt. Es fehlte darin kein einziger Bauer. Der eifrige Seelsorger, der seine Rührung und Freude kaum verbergen konnte, benutzte die günstige Gelegenheit und hielt an seine Pfarrkinder über das glückliche Ereigniß dieser Tage eine so passende und herzergreifende Predigt, daß dabei kein Herz ohne Rührung und kein Auge ohne Thräne blieb. Und schon am folgenden Sonntage, Morgens in aller Frühe, war der Beichtstuhl von Männern umlagert, und unter denen, welche sich durch eine reumüthige Beichte auch mit Gott aussöhnen und damit den Anfang ihrer Bekehrung machen wollten, waren der Schultheiß und Jakob Weibel die Ersten. Dies Beispiel wirkte so gut, daß nicht Einer von den Männern die heilige Beichte unterließ. Alle machten nachher das offene Geständniß, daß sie mit einer solchen Rührung und Andacht, wie diesmal, die heil. Sakramente der Buße und des Altars seit vielen Jahren nicht mehr empfangen hätten. Den Männern folgten auch die Frauen zur heil. Beichte, und das gute Beispiel der Väter und Mütter ahmten auch die Söhne und Töchter nach. Und jetzt, wo Gottes Gnade die Seelen Aller durch Reinigung und Heiligung gleichsam wieder neugeschaffen hatte, war im Dorfe Bernstein der feste Grund zu einem neuen und besseren Leben gelegt. Der neuerwachte gute Geist wurde in Kirche, Schule und Haus eifrig gepflegt und die guten Früchte blieben nicht lange aus. Aber so konnte es auch nicht fehlen, daß die Pfarrgemeinde Bernstein bald wieder zu einer neuen und schönern Blüthe gelang.

Der Volksverführer und Seelenverderber Eimer war

ja nicht mehr da. Er hatte gleich den andern Tag nach seiner Absetzung Bernstein verlassen müssen. Mit Freude sah man ihn scheiden. Die Bauern insbesonders waren froh, dieses verderblichen Menschen los zu werden. Es hatte Niemand Mitleid mit ihm, als der würdige Pfarrer, und zwar um seiner unglücklichen Seele willen, die in großer Gefahr steht, ewig verloren zu gehen. Er hatte zum Glück weder Frau, noch Kinder; denn diese wären, weil unschuldig an der Sache, sehr zu bedauern gewesen. Eimer wurde in seinen Geburtsort gewiesen, wo er zwei Jahre lang unter polizeilicher Aufsicht stehen mußte. Dort, in seinem elterlichen Hause, wo seiner nur Armuth und Noth wartete, war er genöthigt, sich zur strengen Handarbeit zu entschließen, wenn er nicht Hunger und Mangel leiden wollte. Und jetzt, bei täglicher, herber Arbeit, hatte er die beste Gelegenheit, die Früchte seiner falschen Aufklärung an sich selbst zu betrachten, um endlich zu der Einsicht zu kommen, wohin es mit dem Menschen kommen muß, der mit ihm die schlechten Grundsätze mit dem Munde bekennt und im Leben befolgt. Ob Eimer in seinem Leben je noch einmal zur Erkenntniß seines zerrütteten Seelenzustandes und somit auch zur wahren Sinnesänderung gekommen ist, darf sehr zu bezweifeln sein; denn er soll vielmehr auch in seinen dürftigsten Lebensverhältnissen immerhin der alte hochmüthige und großsprecherische Eimer geblieben sein.

Der entartete Lehrer Eimer wurde durch einen sehr trefflichen Nachfolger ersetzt. Es war Lehrer Frank, ein wahrhaft sittlich-religiöser und kirchlichgesinnter Mann, ein Kinderfreund und Erzieher nach dem Geiste des Christenthums und der Kirche. Er besaß weit mehr und auch gediegenere Kenntnisse, als Eimer, und doch war er dabei viel bescheidener, als jener. Frank war schon verheirathet und besaß ein sehr braves Weib und drei wohlerzogene Kinder. Er schloß sich bald mit Liebe und Vertrauen sowohl an den

würdigen Pfarrer, als auch an den guten Standesherrn an, dem er seine Beförderung auf einen so einträglichen Posten verdankte. Denn Herr v. Bernstein, der gar wohl wußte, wie viel an einem guten Schullehrer gelegen sei, hatte das jährliche schon gute Einkommen des Lehrers noch um 100 Fl. verbessert, um in seiner Wahl mehr Freiheit zu haben, und unter vielen tüchtigen Schullehrern den tüchtigsten wählen zu können. Und daß er sich diesmal in der Person seiner Wahl nicht getäuscht habe, das bestätigte die Folge der Zeit immer mehr und mehr. Der Pfarrer, dem das Seelenheil seiner Heerde sehr am Herzen lag, und der den Mann, mit dem er in Kirche und Schule täglich in Geschäftsberührung stand, gar bald kannte, gewann den wackern Lehrer Frank mit jedem Tage lieber. Und Herr v. Bernstein, der mit ihm sehr wohl zufrieden war, lud ihn, um ihn im Angesichte der Gemeinde zu ehren und auszuzeichnen, oft zu Tische, wo er sich dann mit ihm über Schulsachen gerne unterhielt. Denn Frank besaß in allen Zweigen des Volksschul-Faches viele und gediegene Kenntnisse. Und darüber, daß sowohl der Pfarrer, als auch der gnädige Herr den neuen Schullehrer so schätzten und liebten, was sie gar bald bemerkten, freuten sich die Bernsteiner sehr. Sie dankten Gott, daß sie nun wieder einen so guten Lehrer besitzen, wie der selige Haller einer war, und dem sie ihre Kinder unbesorgt anvertrauen dürfen. Und auch sie liebten und ehrten ihn.

Lehrer Frank hatte zwar anfangs eine sehr schwierige Arbeit in der Schule; denn er fand bei seiner Ankunft eine theils verwahrloste, theils verzogene und ausgelassene Schuljugend. Er begann jedoch sein Werk im Vertrauen auf Gott, und da er an dem eifrigen Pfarrer, wie an dem Standesherrn, der sich um die Schule sehr interessirte, stets eine kräftige Stütze fand; so ließ er den Muth nie sinken, so langsam und so hart es auch mit den Kindern im Besserwerden vorwärts ging. Wäre Einer Zeuge von der Mühe

und der Geduld dieses eifrigen Lehrers gewesen, dann hätte er sich augenscheinlich überzeugen können, daß es weit leichter sei, niederzureißen, als aufzubauen. Frank wollte aber nur aufbauen, was theils niedergerissen, theils noch nie aufgebaut worden war, und dies ging natürlich schwer und langsam. Aber er arbeitete rastlos und unverdrossen an seinem Werke, dessen Gelingen er zuversichtlich hoffte. Wo Güte nicht half, da wendete er alle Strenge an. Eine gute Schulzucht war daher das Erste, was er wieder herstellte. Dann übte er mit den Kindern die guten Kirchenlieder und frommen, alten Gebete wieder ein, welche Eimer ihnen lächerlich und verächtlich gemacht, und auf solche Weise dieselben bei ihnen ganz in Vergessenheit gebracht hatte. Und was den Religionsunterricht betrifft, so arbeitete er dem Seelsorger in soferne immer eifrig voraus, indem er dafür Sorge trug, daß die Kinder die Aufgaben aus dem Katechismus und der biblischen Geschichte allzeit gut auswendig lernten. Die Erklärungen darüber überließ er, wie es auch in der Ordnung war, dem geistlichen Religionslehrer. Ebenso eifrig wirkte er auch in den übrigen Lehrgegenständen; wobei er sich aber stets bemühte, die Klippe der Ueberladung der Kinder, woran schon so viele Lehrer gescheitert sind, so viel wie möglich zu vermeiden. Was aber Verstand und Herz der Kinder bilden, und was ihre Kenntnisse für das Leben bereichern konnte, das wählte er immer aus dem reichhaltigen Lehrstoffe heraus. Die Kinder das Gute und Nützliche vielmal, aber nicht Vieles auf Einmal lernen zu lassen und dabei zu sorgen, daß sie auch das Gelernte allzeit recht wissen und verstehen, diese weise Regel befolgte er stets. Es war daher nicht nur für ihn, sondern auch für die Gönner der Schule eine süße Freude, als die Kinder bei der nächsten Schulprüfung so gut bestanden. Aber auch die Kinder selbst empfanden dabei eine Freude, und die Zufriedenheit des Herrn Pfarrers, insbesondere aber die kleinen

Belohnungen des Standesherrn waren für sie eine große Aufmunterung. Und so kam es nun, daß in der Schule, wie in den Kindern, bald ein anderer Geist herrschte, als vormals unter Lehrer Eimer. Denn Lehrer Frank liebte seine Kinder in Wahrheit, und dies gewann ihm die Herzen derselben, so daß sie ihren ernsten Lehrer bald mehr liebten, als sie ihn anfangs gefürchtet hatten. Da aber Lehrer Frank nicht nur in der Schule und für dieselbe, sondern auch außer der Schule und für das Familienleben auf die Kinder gut und heilsam wirkte, so sahen die Eltern derselben gar bald ein, was für ein himmelweiter Unterschied sei zwischen der Aufführung ihrer Kinder von damals unter Lehrer Eimer und der Aufführung derselben von jetzt unter Lehrer Frank. Und darüber freuten sie sich sehr. Ja, gar oft traten den Müttern Thränen der Rührung und der Freude in die Augen, wenn sie sahen, wie jetzt ihre Kinder paarweise und ehrerbietig, mit gefalteten Händen, in die Kirche hinein= und aus derselben herausgingen, und wie sie während des Gottesdienstes so ruhig und so andächtig waren. Es war aber auch an Werktagen der Lehrer bei ihnen, der durch seine eigene Andacht die Kinder und das Volk erbaute. So war es unter Eimer nie gewesen. Dieser aufgeklärte Mann schämte sich, mit den Kindern in die Kirche zu gehen und mit ihnen zu beten, oder zu singen. Es war aber eigentlich besser, daß er nicht mit ihnen in die Kirche ging; denn sein ärgerliches Betragen im Gotteshause hätte den Kindern mehr geschadet, als genützt, und das Volk mehr geärgert, als erbaut. Da Lehrer Frank bei seiner Entschiedenheit für alle kirchlichen Anstalten, ganz besonders auch für Buß= und Beichtanstalt, eine sehr hohe Achtung hegte, so fand er darin eine große Freude, daß der seeleneifrige Pfarrer die Schulkinder anhielt, wenigstens viermal des Jahres ihre heilige Beichte abzulegen. Denn er theilte mit dem Pfarrer die richtige Ansicht, daß unter

allen Erziehungs-Mitteln die heil. Sakramente die besten und wirksamsten seien, und daß ohne sie eine christliche Erziehung die gehofften Früchte nicht bringen könne. Er unterstützte daher den Pfarrer bei der jedesmaligen Vorbereitung der Kinder zur heil. Beichte mit allem Eifer.

Das Wirken des Lehrers Frank war nur deshalb für Schule und Leben so segensreich, weil er als ein treuer Sohn seiner Kirche mit dem eifrigen Pfarrer Hand in Hand wirkte. In allen wichtigen Fällen fragte er ihn um Rath, den er auch treu befolgte, weil er jedesmal gut war. Er trug auch Alles dazu bei, um das Zutrauen des Seelenhirten bei seiner Heerde zu mehren und zu befestigen; aber eben dadurch mehrte und befestigte er auch, ohne es eigentlich darauf angelegt zu haben, sein eigenes Zutrauen bei der ganzen Gemeinde. Und wie viel Zutrauen die Standesherrschaft in ihn setzte, das beweist der Umstand, daß sie ihn zum Lehrer ihrer beiden Töchter wählte, denen er auch Unterricht im Gesang und Klavierspielen gab, worin er eine große Fertigkeit besaß.

So wirkten nun Pfarrer, Lehrer und Standesherrschaft mit vereinter Kraft zur Hebung des sittlich-religiösen Lebens und des häuslichen Wohlstandes der Gemeinde Bernstein. Auf ihrem Werke, mit Gott und für Gott begonnen, ruhte der Segen des Himmels.

Wir kehren nun in unserer Erzählung wieder bis zu jener Zeit zurück, wo die Familie v. Bernstein mit ihrem Hausfreunde, Julius v. Kronfels, auf dem Landgute angekommen war. Dieser Menschenfreund, der an Allem, was der Familie v. Bernstein Gutes und Schlimmes widerfuhr, den innigsten Antheil nahm, freute sich auch sehr über den gelungenen Anfang zur Rettung des tief herabgesunkenen Dorfes Bernstein. Er hielt sich nur wenige Tage auf dem Schlosse auf und kehrte dann, nach einem süßen Genusse aller jener Freuden, die eine wahre Freundschaft gewährt,

wieder in die Residenz zurück, wo seiner eine Menge wichtiger Amtsgeschäfte wartete.

Nach der Entfernung des theuren Freundes, dessen Anwesenheit für sie so tröstlich gewesen, empfand die Familie v. Bernstein den Schmerz über den Verlust ihres geliebten Kindes wieder in seiner ganzen Stärke. Die Ungewißheit über das Schicksal, welches das Kind in der Gewalt eines Bösewichts getroffen, quälte sie Tag und Nacht.

„Ach!" sprach einmal die Mutter zu ihren beiden Mädchen, die gerade wieder, wie sie schon gar oft gethan, ihr liebes Brüderchen beweinten, „ach, wenn ich ganz bestimmt wüßte, daß der grausame Räuber unser liebes Kind gemordet, so könnte ich mich darüber, so groß mein Schmerz auch wäre, doch eher trösten, als darüber, wenn es in schlechte Hände gerathen und an Leib und Seele verderbt werden sollte. Denn im erstern Falle wüßte ich doch unser unschuldiges Kind in Gottes Hand, und ich könnte es mir, so oft ich an dasselbe denke, als einen schönen Engel in der Schaar der seligen Geister vorstellen."

„O nein, liebe Mutter!" versetzte schluchzend die kleine Theolinde, „der Räuber durfte, wenn er es auch fähig war, unsern lieben Julius nicht morden; nein! das hätte der gute Gott nicht zugelassen. Sie haben uns ja schon oft gesagt, daß jedes Kind einen Schutzengel habe, und eben diesem Schutzengel habe ich bisher in allen meinen Gebeten den unglücklichen Julius empfohlen. O gewiß, so hoffe ich zuversichtlich, ist dem armen Kinde in der höchsten Noth sein heil. Schutzengel mächtig beigestanden und hat es aus der Gewalt des Räubers gerettet und zu guten Menschen gebracht! Ich hätte zwar auch eine Freude, unsern lieben Julius als einen schönen Engel bei Gott im Himmel zu sehen, wenn ich auch bei ihm wäre; aber so lange ich hier auf Erden bin, so möchte ich doch mein theures Brüderchen bei uns haben, um es sehen und mit

ihm sprechen zu können. Und gewiß, liebe Mutter! der gütige Gott wird uns noch einmal diese Freude machen. Dies ist meine Hoffnung, die ich noch nie aufgegeben habe und auch nie aufgeben werde." So sprach das gute Mädchen mit der größten Zuversicht, und auch Julie stimmte in Allem ihrer Schwester bei.

„O, liebe Kinder!" rief die Mutter aus, „wie ihr doch eure Mutter zu trösten wisset!" Bei diesen Worten schloß sie beide Mädchen in ihre Arme und drückte sie an ihr kummervolles Herz. „Ja, gute Kinder!" fuhr sie dann fort, „glaubet, betet und hoffet nur, und euer kindliches Vertrauen, euer gläubiges Gebet soll auch das meinige sein."

„Wir haben," nahm hierauf die kleine Julie das Wort, „in unsrer Hauskapelle, wie Sie, liebe Mutter, wohl wissen, ein sehr schönes Muttergottesbild, und bei diesem wollen Theolinde und ich täglich recht inbrünstig beten für unsern lieben, armen Julius, und wollen ihn ihrem Schutze empfehlen. Ja, wenn die Mutter Gottes unsern Julius in ihren Schutz aufnimmt, und das wird gewiß die liebe Mutter Jesu thun, wenn wir sie recht inbrünstig darum bitten; o, dann ist mir um das liebe Brüderchen nicht mehr bange, es ist dann in guter Hand, aus welcher wir es gewiß noch einmal wieder zurück erhalten werden."

„Vor eben diesem Muttergottesbilde," versetzte die Mutter mit einer Thräne im Auge, „bin ich schon oft in der Nacht, wenn ihr, liebe Kinder, schon im süßen Schlummer laget, betend und weinend hingekniet, und habe mein geraubtes Kind dem Schutze der jungfräulichen Mutter Gottes empfohlen. Und so, wie ihr, liebe Kinder, habe ich das feste Vertrauen, daß dieselbe Mutter Gottes, die schon einmal unsere Bitte, die wir früher für euern todtkranken Pathen vertrauensvoll an sie gerichtet, wunderbar erhöret hat, auch unsere Bitte für den armen Julius erhören werde." —

„Ja, das wird sie thun, die liebe Mutter Gottes,"

riefen die beiden Mädchen mit Begeisterung aus, und baten die Mutter, sie jedesmal auch mit in die Kapelle zu nehmen, weil sie, um für das liebe Brüderchen zu beten, sich gerne den Schlaf versagen wollen.

„Das, liebe Kinder!“ erwiederte die Mutter, „erlaube ich euch gerne; denn das gemeinschaftliche Gebet ist nach der Lehre Jesu wirksamer, als das eines einzelnen Menschen. Er, der liebe Heiland, hat gesagt: „wenn zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, so bin ich mitten unter ihnen.“ — Ich will euch aber, liebe Kinder, bei dieser Gelegenheit anvertrauen, was für ein Gelübde ich gestern Abends, als ich eben wieder betend vor dem Muttergottesbilde knieete, gemacht habe. Es fielen mir nämlich unter dem Gebete die Worte unsers Erlösers ein: „wer eines von diesen Kleinen in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich selber auf.“ — Und jetzt machte ich das Gelübde, eine arme Waise, oder sonst ein armes Kind in Jesu Namen aufzunehmen und es recht fromm und christlich erziehen zu lassen, und dieses gute Werk, wenn es an einem armen Kinde vollendet ist, an einem andern Kinde wieder zu beginnen und so fortzufahren, bis an das Ende meines Lebens. Ich habe sogleich den Vater davon in Kenntniß gesetzt und er willigte freudig ein. Und denkt euch, liebe Kinder, welche Freude für mich! schon morgen nimmt mein gutes Werk seinen Anfang. Denn schon diesen Vormittag hat mir unser Verwalter, dem ich einen Auftrag gegeben habe, einen armen Waisenknaben aus unserm Dorfe, der ein gutes, unverdorbenes Kind zu sein scheint, vorgestellt. Ich führte den Knaben zum Vater, und er nahm ihn mit mir in Liebe und Freude auf. Wir wählten zu seinem Pflegevater und Erzieher den braven Lehrer Frank, und wir glauben, daß wir den Kleinen guten Händen anvertraut haben. Und so fange ich nun morgen schon an, mein Gelübde zu lösen, und eine arme Waise hat wieder Vater und Mutter.“ —

„O, wie schön, wie gut," riefen die beiden Mädchen freudig aus, „haben Sie und der liebe Vater an dieser armen Waise gehandelt!" — „An diesem Werke der Barmherzigkeit," fuhr Theolinde fort, „hat der liebe Heiland gewiß ein großes Wohlgefallen. Nun aber ist jetzt auch unser lieber Julius eine arme Waise; denn auch er hat da, wo er jetzt ist, keine Eltern mehr, die ihn liebreich verpflegen und erziehen. O, wolle doch der gütige Heiland auch ihm gute Pflegeeltern geben, wie unser Vater und Sie, liebe Mutter, heute an der armen Waise gethan!" — „Ja, darum wollen wir den lieben Heiland bitten," versetzte die Mutter, und damit hatte ihr gegenwärtiges Gespräch ein Ende.

Herr v. Bernstein gab sich auch jetzt noch, wie anfangs, alle Mühe, durch Kundschafter von seinem geraubten Kinde Spuren zu entdecken, wozu auch Herr v. Kronfels, des Kindes Pathe, sein Mögliches beitrug. Allein, alle Mühe war bis jetzt fruchtlos geblieben. Nur Eines noch tröstete auch diese beiden Männer: es war das vertrauensvolle Gebet. Denn auch sie vereinigten täglich ihr Gebet für Julius mit dem Gebete der Mutter und der Schwestern des Kindes. Und mit dem Gebete verbanden sie stets auch die Uebung guter Werke; insbesondere der Werke der Barmherzigkeit. Wie die Familie v. Bernstein in ihrem Dorfe, so spendete Herr v. Kronfels in der Residenz den Armen und Kranken täglich milde Gaben.

Frau v. Bernstein hatte schon seit geraumer Zeit bemerkt, daß die Mädchen ihres Dorfes an Regentagen, an denen sie nicht ins Feld gehen konnten, fast ganz ohne nützliche Beschäftigung waren. Denn die Wenigsten konnten stricken und nähen, weil damals auf dem Lande die Industrieschulen noch nicht eingeführt waren, und deshalb die Mütter darin so unwissend waren, als ihre Töchter. Darum faßte die wohlthätige Frau den edlen Entschluß,

den Töchtern des Dorfes Gelegenheit zu verschaffen, unentgeldlich das Stricken, Nähen und Spinnen recht fertig erlernen zu können. Sie sprach darüber mit der Frau des Lehrers Frank, die in allen diesen Stücken sehr geschickt und auch bereit war, den Mädchen hierin Unterricht zu ertheilen. Und so entstand in Bernstein auf Kosten der gnädigen Frau die erste Industrieschule für die Mädchen. Um diese aufzumuntern, besuchte sie mit ihren Töchtern die Arbeitsschule öfters, und belohnte die fleißigsten bald mit einem niedlichen Strickkörbchen, bald mit einem Fingerhut, oder Nadelbüchschen. Die Stifterin sah ihr Werk bald mit schönen Früchten gekrönt. Denn mit diesen nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgestattet, wurden die Töchter eine gute Stütze ihrer Mütter, und mehrten dadurch den häuslichen Wohlstand. Und darüber freuten sich Väter und Mütter sehr, und waren der Stifterin dieser wohlthätigen Anstalt von Herzen dankbar.

Eben so hatte auch Herr v. Bernstein in der Landwirthschaft seiner Dorfbewohner eine große Lücke wahrgenommen. Er sah es nämlich sehr ungerne, daß seine Bauern so wenig Sinn für die Obstbaumzucht hatten, welche daher in seinem Dorfe in einem sehr dürftigen Zustande war. Der Grund davon war leicht zu errathen; denn es fehlte Alt und Jung an aller nöthigen Kenntniß darin. Um nun den Söhnen des Dorfes Gelegenheit zu geben, die Obstbaumzucht gründlich erlernen zu können, gab Herr v. Bernstein seinem geschickten Gärtner, der nebst einem prachtvollen Garten auch eine großartige Baumschule zu besorgen hatte, den Auftrag, den Knaben und Jünglingen des Dorfes zu gewissen Zeiten und Stunden darin praktischen Unterricht zu geben. Die jungen Leute ergriffen diese schöne Gelegenheit mit Lust und Eifer, und so trat in Bernstein die erste Industrieschule für die Knaben und Jünglinge ins Leben. Und bald brachte dieses Werk seine

guten Früchte. Schon nach wenigen Jahren waren die Gärten, wie die nächste Umgebung des Dorfes, mit den köstlichsten Obstbäumen geschmückt. Auch dies mehrte den Wohlstand der Familien, und auch dafür waren sie dem gnädigen Herrn von Herzen dankbar.

Auf diese und noch auf manch' andere Weise beförderte die Familie v. Bernstein durch ihren rühmlichen Wohlthätigkeitssinn die zeitliche und ewige Wohlfahrt ihrer Unterthanen. Aber dafür genoß sie auch diese so seltene Freude, täglich fast lauter glückliche und frohe Menschen um sich zu sehen, wie auch das trostvolle Bewußtsein, ihre edle Absicht, das so tief herabgekommene Dorf Bernstein wieder zu schöner Blüthe zu erheben, bereits vollkommen erreicht zu haben. Denn Gott hat ihre edle Absicht, wie den guten Willen der Dorfbewohner, reichlich gesegnet.

Fünftes Kapitel.

Die Zigeunerbande.

Um jene Zeit, nur zwei Tage später, als der kleine Julius, das einzige Söhnlein des Herrn v. Bernstein, aus der Residenz geraubt worden war, stand in einer wilden Gegend des Tyroler-Gebirgs ein Mann in fremder Tracht an dem Rande eines tiefen Abgrundes, vor welchem es ihm zu schaudern schien, so oft er in denselben hinabschaute. Er schien mit sich selbst in einem schweren Kampfe zu sein; denn aus seinem Munde sprudelten allerlei verwirrte Worte, Flüche und Verwünschungen wechselten mit Ausdrücken des Mitleids. Bald trat er mit Schauder von dem Rande des Abgrundes zurück, bald wieder mit Wuth vorwärts an denselben hin. Was hatte denn dieser Fremde in einer so einsamen Gegend im Sinne? Wollte er sich vielleicht in den tiefen Abgrund hinunterstürzen, um so seinem Leben

plötzlich ein Ende zu machen? O, nein! der schaudervolle Abgrund sollte nicht sein, sondern des Knäbleins Grab werden, das schwebend in seinen Armen jämmerlich schrie:

„Ach, lieber Mann, laßt mich leben!“— „O, guter Mann, werfet mich nicht hinab!“ — „O, wie tief, wie tief, komm nicht mehr herauf!“ — „Ach, lieber Mann, führt mich heim zu Vater und Mutter, sie geben euch viel Geld!“ —

„Halt dein Maul, du kleine Maus! bist schnell da drunten, und die Mühe, heraufzusteigen, wird dir geschenkt,“ versetzte der fremde Mann, trat einige Schritte vorwärts und streckte seine Arme aus, um das wimmernde Knäblein in den schauerlichen Abgrund hinabzuschleudern.

„O, Jesus nein!“ — „O, Jesus nein!“ schrie in Todesangst das arme Kind.

„Ach, lieber Mann, laßt mich leben! guter Mann, mordet mich nicht!“ — „Ich will euch alle meine schönen Sachen geben, alle meine Soldaten, die Reiter und Fußgänger, meine Trommel, Flinte und Säbel. Ja, Alles, lieber Mann, Alles will ich euch geben, wenn ihr mich leben lasset und heimführet zu Vater und Mutter.“ —

„Schweige, du kleiner Rabe! hast's da drunten schnell überstanden,“ sprach der Mann halb verdrüßlich, halb zagend. „Ich darf dich nicht leben lassen, muß dich morden. Also frisch dran, und stirb!“

„O, heiliger Schutzengel mein,
Laß mich dir empfohlen sein!“—

So betete das in den Händen des Mörders wimmernde Kind, auf dessen Stirne der Todesschweiß stand. Jetzt streckte der Mörder seine Arme aus, und . . *)

„Halt inne, du Schurke!“ rief nah' hinter ihm eine

---

*) Siehe Stahlstich.

tiefe Baßstimme, und der Mörder wich erschrocken einige Schritte zurück, und sein Arm senkte sich nieder, und so unterblieb die schaudervolle That. Jetzt trat keck ein hochstämmiger, magerer Mann, mit einem gelbbraunen Gesichte, vor ihn hin und schaute ihm zornig in die Augen und sprach: „hör', Kerl'! ein so armes Würmlein morden, ist eben keine Heldenthat. Sieh', ich bin zwar kein Heiliger, aber auch kein Mörder; aber einer solchen That würde ich mich bis ins Herz hinein schämen. Nein, mit einer Blutschuld hat der große Jak — das war sein Name — sein Leben und Gewissen noch nie befleckt. Ich ziehe mit meinem Völklein, das mir, wie eine Heerde Lämmer, folgt, friedlich durch die weite Welt, lebe mit ihm am Tage in den Wäldern, wie die Fische im Wasser, und zur Nachtzeit gehen wir, wie die hungrigen Fledermäuse, auf Nahrung aus und theilen mit den Reichen friedlich den Segen der Natur, ohne dabei einem Menschen nur ein Haar auf dem Kopfe zu krümmen. Sprich, du unbärtiger Held! ist unsere Lebensweise nicht weit unschuldiger, als das blutige Handwerk der Räuber und Mörder, zu denen du ohne Zweifel gehörst? Folge mir einmal da hinunter ins Thal, und dort wirst du ein Völklein finden, das so fröhlich und sorgenlos lebt, wie die Vögel des Himmels. Aber das hübsche Bübchen da, das ich so eben aus deiner Mörderhand erlöst, ist von jetzt an ein Glied meiner zahlreichen Familie, und der furchtlose Jak wird es zu schützen wissen; es soll ihm von nun an kein Haar mehr gekrümmt werden. Komm' also zu mir her, lieber Junge, und fürchte dich nicht vor mir; denn der große Jak ist besser, als er aussieht; ja, so böse, wie dieser Mensch da, der dich so eben morden wollte, ist er gewiß nicht. Setze dich da auf meinen Arm, der schon manchen Jungen durch die Wälder getragen, und ich trage dich ins Thal hinab, zu meinen Leuten, wo du Mütter und Väter, Brüder und Schwestern

in Menge finden wirst. Aber wie das arme Bübchen zittert! Meiner Treu', du kommst mir vor, wie ein junges Reh, das so eben unter dem Schusse des Jägers sein liebes Leben hätte verlieren sollen." —

So sprach der große Jak, der Häuptling einer Zigeunerbande, und stieg mit dem Knaben ins nahe Thal hinab. Der grausame Mensch aber, der den unschuldigen Knaben hatte morden wollen, war, ehe der große Jak es merkte, durch das Gebüsch entflohen. „Geh, du feige Memme!" rief dieser dem Flüchtlinge nach, „du bist der Gesellschaft ehrlicher Leute, wie wir sind, nicht werth."

Wer das Knäblein, das so eben der große Jak gerettet, und wer der grausame Mann war, der die Flucht ergriffen, haben wir gleich anfangs errathen. Ja, es war der kleine Julius und sein Räuber. Das gute Kind war also dem Tode bestimmt, dem es sicherlich nicht entronnen wäre, hätte es nicht Gottes Engel beschützt. Ja, eine unsichtbare Hand hielt des Mörders Rechte zurück, daß sie das unschuldige Kind nicht in den Abgrund schleudern konnte. O, wie wahr hat die kleine Theolinde zu ihrer Mutter gesprochen, als sie dieselbe damit tröstete, indem sie sagte: „O, nein, liebe Mutter, der Räuber durfte, wenn er es auch fähig war, unsern lieben Julius nicht morden; denn dies hätte Gott nicht zugelassen." — Es ist unverkennbar, daß das Kind, das in der nächsten Todesgefahr schwebte, im Schutze Gottes und seiner jungfräulichen Mutter, und im Schutze seines heiligen Engels stand. Gott hat zwar zur augenblicklichen Rettung des Kindes als sichtbares Werkzeug nur einen Zigeuner gewählt; aber Er, der Allmächtige, dem Alles zu Gebote steht, weiß das, was er weise begonnen, auch eben so weise auszuführen. Wir zittern jetzt noch für die Zukunft des Kindes, weil wir es in den Händen solcher Menschen wissen, bei denen es in der Gefahr steht, an Leib und Seele verderbt zu werden, und somit ewig verloren zu gehen.

Aber um unser Vertrauen zu stärken, rufe ich auch die andern Worte, welche die kleine Theolinde zu ihrer Mutter sprach, uns wieder ins Gedächtniß zurück; nämlich die Worte: „O, wolle doch der gütige Heiland auch unserm lieben Julius gute Pflegeeltern geben, wie Sie, liebe Mutter, und der Vater heute an der armen Waise gethan!" Wer weiß, wie bald nicht diese fromme Bitte an Julius in Erfüllung gehen kann?! —

Als der große Jak mit dem zitternden Julius auf dem Arme bei seiner Bande ankam, standen Alle, die sich auf dem Boden gelagert hatten, plötzlich auf, und erhoben ein schallendes Gelächter. Dieser aber gab nur mit dem Zeigefinger einen Wink, und Alle verstummten. Er trat mit dem Kinde in ihre Mitte, und sie bildeten einen Kreis um ihn. Nachdem er der neugierigen Menge erzählt hatte, wie er zu diesem Knäblein gekommen, da drückten Alle ihr Mitleid mit demselben aus, und schmutzige Knaben und Mädchen nahten sich dem schüchternen Julius mit aller Freundlichkeit, nahmen ihn in ihre Mitte, uud wollten ihm Speise und Branntwein aufdringen; aber er nahm Nichts an, sondern begann erbärmlich zu weinen. Er verlangte zu Vater und Mutter und zu den lieben Schwesterchen. Er war nicht eher zu trösten, bis man ihm versprach, ihn morgen schon heimzuführen, ohne aber im Ernste nur daran zu denken. Jetzt erst aß er etwas Brod und gebratenes Fleisch; den Branntwein aber versuchte er kaum; denn es schüttelte ihn darob.

Nach einigen Stunden der Ruhe brach die Zigeunerbande wieder auf und setzte seine Wanderung von Walde zu Walde fort. Lange trösteten sie den weinenden Julius damit, daß sie ihm vorgaben, er komme mit jedem Tage seiner Heimath näher; in der That aber entfernten sie sich mit ihm jeden Tag weiter davon. Dies schien endlich der arme Julius zu merken; denn er weinte unaufhörlich und war mit Nichts mehr zu trösten. Er bekam so heftiges Heim-

weh, daß er sehr krank wurde und Nichts mehr genießen wollte. Jetzt schwebte sein junges Leben abermals in der Todesgefahr.

Nach einem mehrwöchentlichen Marsche kamen die Landstreicher in den Gebirgen Steuermarks an, und auch da, wie überall, hielten sie sich zur Tageszeit im Dickicht der Wälder auf, und nur im Dunkel der Nacht verließen sie ihren Schlupfwinkel und nahten sich den menschlichen Wohnungen. An einem Abende, es war schon ziemlich spät, kam die Zigeunerbande zu einer ländlichen Wohnung, welche in einem kleinen, aber sehr anmuthigen Thale die einzige war. Es war ein hölzernes, reinliches Haus, das mitten zwischen lieblichen Wiesen und Fluren stand, welche ein silberhelles Bächlein schlängelnd durchfloß, und das einer ältlichen Wittwe zugehörte. Diese und eine Nichte von ungefähr 20 Jahren, welche schon von Kindheit an ihre Pflegetochter war, waren die einzigen Bewohnerinnen dieses einsam stehenden Hauses. Sie knieeten mit einander vor einem Tischlein, auf dem ein Kruzifix und eine brennende Oellampe stand, um aus einem Andachtsbuche gemeinschaftlich das Nachtgebet zu verrichten; als es draußen stark an die Hausthüre pochte. Es pochte zwei- dreimal nach einander, und immer ungestümer. Anna und Klara, — so hießen die Wittwe und ihre Pflegetochter — fuhren erschrocken von dem Boden auf; denn seit vielen Jahren war dies zu solcher Stunde der erste Besuch.

„Wer wohl so spät uns noch besuchen mag," sprach Klara ängstlich, eilte ans Fenster, öffnete einen Flügel, um zu sehen, wer denn draußen sei. Aber wie erschrak das Mädchen, als es vor dem Hause einen Haufen Menschen erblickte, von denen die Einen größere und kleinere Bündel, die Andern allerlei Kochgeschirre theils auf dem Rücken, theils auf dem Kopfe trugen! „Wer ist draußen?" fragte die erschrockene Klara mit zitternder Stimme. „Gut Freund,"

erwiederte eine rauhe Baßstimme. „Schließt nur auf, gutes Mädchen, und seid ohne Furcht; denn es geschieht euch Nichts zu leide. Es ist sonst unsere Gewohnheit nicht, die Leute in ihrer Ruhe zu stören; denn wir finden in Wald und Feld unser Nachtquartier. Aber diesmal müssen wir eine Ausnahme machen; denn wir haben ein krankes Kind, und die Nacht wird kühl. Also um des kranken Kindes willen bitten wir für diese Nacht um ein Obdach. Wir begnügen uns mit einem Lager von Stroh, oder Heu, und Morgen in aller Frühe ziehen wir wieder im Frieden von dannen. Also öffnet uns unbesorgt die Thüre!" —

„Geh, Klara!" sprach Anna leise, „laß die Fremden um des kranken Kindes willen in Gottes Namen herein." Klara gehorchte. Aber wie staunten Mutter und Tochter, als ein Haufen schmutziger Menschen in die kleine, aber reinliche Stube trat! Aus dem schmutzigen Anzuge, insbesondere aus der braunen Gesichtsfarbe, konnten sie leicht errathen, wer ihre nächtlichen Gäste seien. Die kleine Stube war voll angefüllt; denn die Zigeunerbande bestand aus 30 Köpfen. Eine ältliche Zigeunerin, die freundlicher that, als sie aussah, trug auf beiden Armen ein Knäblein, das in einen schmutzigen Teppich gehüllt war, und erbat für dasselbe, weil es sehr krank war, eine warme Milch und ein Federkissen, damit es für diese Nacht wärmer liegen und weicher ruhen könne. Anna und Klara hatten mit dem kranken Kinde, das aus dem Teppich hervor ein todtenbleiches Angesicht erblicken ließ, ein herzliches Mitleiden. Anna ging in die Küche, um eine gute Milchsuppe, und Klara auf die Heubühne, um dort ein Nachtlager zu bereiten. Und nachdem das kranke Kind unter Wimmern und Jammern einige Löffel voll Suppe gegessen hatte, begab sich die Bande, die schon im Walde ihr Nachtessen verzehret, auf die Heubühne zur Ruhe, wo dem Kinde schon ein weiches Federbettchen zurecht gemacht war.

Hierauf verrichteten die zwei Hausbewohnerinnen auf den Knieen noch vollends ihr Nachtgebet, empfahlen sich und das kranke Kind, zu dem sie sich mit ganz eigenen Empfindungen hingezogen fühlten, dem Schutze Gottes und dessen jungfräulicher Mutter, und legten sich zur Ruhe nieder. Allein es ging lange, bis sie einschlafen konnten, weil die Ueberraschung einer so ungewöhnlichen Gesellschaft in ihrer ganzen Natur eine Störung hervorgebracht hatte.

„Das kranke Knäblein,“ sprach jetzt Klara zur Pflegemutter, mit der sie in der nämlichen Kammer schlief, „ist dem Aussehen nach kein Zigeuner-Kind. Die weiße Hautfarbe, das schöngeformte Gesicht und die ängstlichen Blicke, Thränen und Seufzer des Kindes lassen leicht errathen, daß es ein geraubtes Kind ist. Ach, wie werden dessen Eltern jammern und weinen! Sie werden es überall suchen und nirgends finden. O, wenn ich wüßte, wo sie wären, ich würde sogleich das Bett verlassen, zu ihnen eilen und ihnen ankünden, wo sie ihr verlorenes Kind wieder finden können. Aber das kann halt jetzt nicht sein. Doch wäre es möglich, daß die Landstreicher uns das Kind schenkten, wenn wir sie darum bitten, oder ihnen etwas dafür anbieten würden. Und dann würden wir es sorgsam pflegen und christlich erziehen und so lange bei uns behalten, bis dessen Eltern ausgekundschaftet wären. Nicht wahr, liebe Mutter! das würden wir thun?“ — „Ja wohl, Klara!“ erwiederte diese, „um Jesu willen müßten wir es thun, das wäre ja unsere Christenpflicht. Aber daran darfst du nicht denken, daß Menschen, deren ganzes Treiben und Thun nur im Betteln, Rauben und Stehlen besteht, uns das geraubte Kind schenken, oder um einen geringen Preis überlassen werden. Denn sie haben es wahrscheinlich geraubt, um einen großen Gewinn daraus zu ziehen. Und dem Anscheine nach ist es nicht gemeiner, sondern vornehmer Leute Kind. Aber noch weniger können wir zwei schwache und

wehrlose Personen diesem Haufen roher Menschen das Kind mit Gewalt entreißen. Wie es mir scheint, ist hier weder etwas zu hoffen, noch etwas zu unternehmen. Freuen würde es mich auch, das arme Kind zu retten, und noch mehr würde es mich freuen, wenn ich es wieder in die Arme seiner Eltern zurückgeben könnte. Jedoch, liebe Klara! wir wollen das arme Kind dem allmächtigen Schutze Gottes empfehlen und jetzt in Gottes Namen einschlafen."

Um dieselbe Zeit führte auch der Zigeuner-Häuptling in Bezug auf das kranke Kind mit seinem Weibe ein Gespräch folgenden Inhaltes:

„Mit dem fremden Buben da," begann der große Jak, „habe ich einen schlechten Fang gemacht. Ich hoffte anfangs, mit der Zeit aus ihm einen Gewinn zu ziehen; aber, wie es scheint, macht mir der Tod einen Strich durch die Rechnung. Der Bube ist schwer krank, was sollen wir mit ihm anfangen? Stirbt er, so kommen wir in Verlegenheit, und stirbt er nicht, so kann es mir den Strick um den Hals bringen, wenn Die, welche ohne Zweifel dem Kinde nachforschen, uns mit ihm ertappen. Denn allem Anscheine nach gehört es vornehmen Leuten an, und dessen Räuber war ein gedungener Mörder. Dieser ist aber entflohen, und so würde man mich an seiner Statt ergreifen und an den nächsten Baum aufhängen. Und dies wäre für die Henker nur ein Spaß; aber so ein Spaß käme mir noch zu früh. Was meinst du, Weib! was ist hier anzufangen?"

„Höre, Jak!" flüsterte ihm das Zigeuner-Weib ins Ohr, „mein Rath ist der, daß wir uns das Kind sobald als möglich vom Halse schaffen, damit uns nicht noch was Aergeres darüber kommt. Wie ich diesen Abend, unten in der Stube, bemerkt habe, sind Mutter und Tochter für das kranke Kind schon sehr eingenommen, und es dürfte

für sie ein angenehmer Fund sein, wenn wir uns in aller Frühe aus dem Staube machen und ihnen das Kind auf der Heubühne zurücklassen. Jak! was sagst du dazu?"

„Daß dein Rath probabel ist," erwiederte Jak. „Ja, sind wir nur einmal in den Waldgebirgen, dann bewegen wir uns wieder in unserm Lebens-Elemente, wie die Fische im Wasser und die Vögel in der Luft, und der Galgen steht noch weit von mir." —

Klara war Morgens früh, aber doch nicht so früh, als sonst, auf den Füßen. Die Zigeuner aber waren früher darauf. Nach dem Morgengebete ging sie, ihre zwei Kühe zu füttern; aber wie wunderte sie sich, als auf der Heubühne so große Stille herrschte! „Diese Landstreicher werden doch nicht schon fortgegangen sein, ohne von uns Abschied zu nehmen," dachte sie bei sich, und bereute es, diesmal nicht früher aufgestanden zu sein. Denn sie hätte das schöne kranke Knäblein gar gerne noch einmal gesehen, und zudem noch den Versuch gemacht, die Zigeuner so lange zu bitten, bis sie ihr das kranke Kind geschenkt hätten. Sie stieg leise die Leiter hinauf und horchte; aber sie vernahm keinen Schnaufer und sah keinen Menschen. „Ja, es ist fort, das undankbare Gesindel," sprach sie jetzt verdrüßlich und halblaut vor sich hin. Nun betrat sie die Heubühne, machte einige Schritte vorwärts, blieb stehen und horchte abermals. Jetzt glaubte sie ein leises Athmen zu vernehmen. Noch einige Schritte vorwärts, und sieh', da lag vor ihr, in einen schmutzigen Teppich gehüllt, ein schlummerndes Kind. Sie stieß einen Schrei der Freude aus, aber das schlummernde Kind erwachte nicht. Sie eilte zur Mutter, um ihr die Freudenbotschaft zu verkünden.

„Sie sind schon fort, die Landstreicher," rief sie aus; „aber denkt euch, liebe Mutter! sie haben uns freiwillig und umsonst das schöne kranke Knäblein zurückgelassen. Es

schläft noch, das arme Kind! Ich sah in seinem schlummernden Auge eine Thräne. O, das unglückliche Kind weint auch im Traume nach seinen lieben Eltern! Ich will es aber schon pflegen und trösten, daß es bald gesund sein und nicht mehr so viel weinen wird. Aber jetzt will ich es noch nicht wecken; nein, ich will abwarten, bis es selbst erwacht."

So sprach die gutmüthige Klara und verließ die Mutter, die sich ebenfalls über den Fund des Kindes freute, um an ihre Geschäfte zu gehen. Aber jeden Augenblick lief sie auf den Zehen an das Lager des Kindes, um zu sehen, ob es noch nicht wach sei. Sie konnte das schöne Knäblein nicht genug betrachten, und je öfter und je länger sie es betrachtete, desto mehr wurde ihr gutes Herz zu ihm hingezogen. Sie konnte es fast nicht erwarten, bis das Kind erwachte. Endlich erwachte es, und fing an, jämmerlich zu weinen. Schnell, wie ein Reh, lief Klara zu ihm, und sprach und that so freundlich mit ihm, daß es bald zu weinen aufhörte. Sie wollte das Kind sammt dem Federkissen auf die Arme nehmen; aber statt dessen war nur noch der schmutzige Teppich da, in den es eingewickelt war.

Wie freute sich Anna, als Klara ihr das Knäblein hinunterbrachte! Sie nahm es auf ihre Arme und drückte ihm einen Kuß auf die blassen Lippen; auch Klara liebkoste es und nannte es ihr lieb' Brüderchen. Diese liebvolle Behandlung war für das gute Kind eine so freudige Ueberraschung, daß ein wehmuthsvolles Lächeln dessen Antlitz für diesen Augenblick verklärte.

„Du bist jetzt mein Kind," sprach Anna. „Du bist jetzt mein lieb Brüderchen," versetzte Klara. Und der Knabe lächelte abermals so hold, wie ein Engel. Erst jetzt, wo Anna nach dem Kissen fragte und von Klara erfuhr, daß die Landstreicher es mitgenommen und dafür den schmutzigen

Teppich zurückgelassen haben, ward sie auf einen Augenblick böse, und sprach: „es sind halt Zigeuner, und diese lassen das Stehlen so wenig, als die Katzen das Mausen. Doch das macht Nichts, das Beste haben sie uns doch gelassen."

„Ja, wenn sie mir das Bett sammt den Kleidern gestohlen hätten," fügte Klara bei; „so wäre es mir zwar leid darum gewesen; aber doch noch leider, wenn sie das gute, liebe Kind mitgenommen hätten."

Nachdem der kleine Julius, denn dieser ist der kranke Knabe, nach einem kurzen Morgengebete mit ihnen das Frühstück genossen hatte, mußte er auf viele Fragen Antwort geben, so gut er es als ein dreijähriger Knabe vermochte. Aber seine Antworten fielen unbefriedigend aus. Denn auf die Frage nach seinem Vaterlande, Wohnorte und seinen Eltern konnte er keine bessere Auskunft geben, als daß er in einer großen, schönen Stadt und in einem großen Hause gewohnt habe; daß seine Eltern Vater und Mutter, seine Schwesterchen Theolinde und Julie, er selbst aber Julius heiße. Er sprach auch von seinem lieben Herrn Pathen, der ihm so viele und schöne Spielsachen geschenkt habe: ein Regiment Husaren und ein Regiment Fußgänger mit drei Kanonen, und dazu noch Trommel, Flinte und Säbel. Am ausführlichsten aber konnte er erzählen: wie ein Räuber ihn im Garten seinen lieben Schwesterchen entrissen, mit ihm über Wald und Berg geflohen, und dann an einen tiefen Abgrund gekommen sei, in den er ihn hinabgestürzt hätte, wenn nicht der große Jak dazu gekommen wäre. Und wie dann die Zigeuner mit ihm sehr lange durch Wälder gezogen, er aber krank geworden sei, und fast Tag und Nacht geweint habe; denn diese bösen Leute hätten ihm versprochen, ihn heimzuführen zu Vater und Mutter, hätten es aber nicht gethan, sondern ihn immer weiter und weiter fortgeführt.

„Ja, liebes Kind!" sprach mitleidsvoll die Mutter

Anna, nachdem Julius auserzählt hatte, „diese Leute konnten dich nicht heimführen zu Vater und Mutter, wenn sie auch nicht böse, sondern recht gut gewesen wären, weil sie nicht wußten, wo deine lieben Eltern wohnen. Sieh, lieber Julius! auch ich und Klara können dich jetzt noch nicht in deine liebe Heimath führen, und wir sind dir doch recht gut und haben dich lieb; denn auch wir wissen nicht, wo deine lieben Eltern und Schwestern zu Hause sind. O, es wäre unsere größte Freude, wenn dir heute schon das Glück zu Theil würde, in die Arme deiner Eltern und Schwestern zu fliegen. Aber das, gutes Kind! ist heute und auch morgen noch nicht möglich, weil du uns keine rechte Auskunft geben kannst, und wir den Augenblick Niemanden wissen, der es thun könnte. Du mußt schon einige Zeit Geduld tragen und bei uns bleiben, bis der liebe Gott es so fügt, daß wir Auskunft erhalten über deine Eltern und Heimath. Und der liebe Gott ist allmächtig; Er kann Alles machen, was er will, und so ist es ihm leicht möglich, entweder deine Eltern zu dir, oder dich zu deinen Eltern zu führen. Wir wollen ihn täglich darum bitten."

Als Anna schwieg, brach Julius in lautes Weinen aus; denn während sie noch sprach, standen ihm schon die hellen Thränen in den Augen. Es war schwer, ihn zu trösten, was die zwei guten Leute ihm auch sagen und thun mochten. Er hörte erst dann zu weinen auf, als Klara ihm das schöne Lämmchen in die Stube brachte, das sie schon eine geraume Zeit in einem besondern Ställchen sorgsam fütterte. An diesem schneeweißen Lämmchen fand Julius ein so großes Wohlgefallen, daß er mit ihm spielte und auf lange Zeit Heimath, Eltern und Schwestern vergaß. Und darüber waren Anna und Klara froh.

Doch stellte sich bei Julius das Heimweh bald wieder heftig ein, das noch geraume Zeit fortdauerte; aber bei einer so liebreichen Behandlung täglich schwächer wurde, bis es

sich endlich ganz verlor. Und mit dem Schwinden des Heimwehs trat auch des Knaben völlige Gesundheit und früherer Frohsinn wieder ein. Täglich mehr ward ihm die stille und friedliche Wohnung so liebreicher Menschen heimisch, bis sie endlich vollends seine zweite Heimath war. Denn je lieber ihm Anna und Klara wurden, je mehr er sich an ihren liebreichen und heitern Umgang gewöhnte, desto mehr traten die Erinnerungen an die erste Heimath und an die lieben Eltern und Geschwister in den Hintergrund. Obwohl diese Erinnerungen aus seinem Gedächtnisse nie ganz verwischt werden konnten; so wurden sie doch nach Länge der Zeit so schwach, daß sie nur noch längst gehabten Träumen glichen. Und je glücklicher sich Julius in der neuen Heimath fühlte, desto größer war Annas und Klaras Freude, die ihn fromm und christlich erzogen.

Sechstes Kapitel.

Merkwürdige Ereignisse in Bernstein.

Aus Annas friedlicher Wohnung, wo Julius, der glückliche Pflegesohn, an Klaras Seite frohe Tage verlebt, kehren wir, gleichsam wie auf den Fittigen des Sturmwinds, nach Bernstein zurück, um nachzusehen, wie es dort mit des Knaben Eltern und Geschwistern steht. Bei unserer Ankunft auf dem Schlosse finden wir die trauernde Mutter und die beiden Schwestern gerade in der Kapelle, wo sie auf den Knieen vor dem Muttergottesbilde in heilige Andacht versunken sind. Den Inhalt ihres stillen Gebetes können wir leicht errathen: er ist eben die Bitte für den lieben verlornen Julius. In diesem Augenblicke ruft die Mutter unter lautem Weinen und Seufzen aus: „ach, heilige Jungfrau Maria, Mutter des Sohnes Gottes! nimm doch mein verlornes Kind in deinen mütterlichen Schutz,

bewahre es vor bösen Menschen und vor der Sünde, und erflehe mir von deinem lieben Sohne die Gnade, daß ich in diesem Leben noch einmal mein liebes Kind wieder sehe.“—

Nach dieser frommen Bitte erhob sie sich mit den beiden Mädchen von den Knieen, und diese fingen an die weinende Mutter zu trösten, indem sie sprachen: „ach, liebe Mutter, heitern Sie sich doch wieder auf, und glauben Sie mit uns, daß die liebe Mutter Gottes Ihre Bitte gewiß bald erhören werde.“

„Ja, sie ist schon erhört, eilet nur in die Gebirge Steuermarks, in Annas Haus, und dort werdet ihr euern lieben Julius finden und sehen,“ so möchten wir ihnen auf der Stelle zurufen, wenn uns nicht als Mitwisser des Geheimnisses Stillschweigen auferlegt wäre. Denn diese Geprüften müssen noch länger geprüft werden, so hat es der allweise Gott zu ihrem Seelenheile beschlossen, und müssen die große Freude, den Julius wieder zu besitzen, als süßen Lohn für ihre Geduld, guten Werke und ihr Gottvertrauen genießen, so spät dieselbe für sie auch kommen mag.

Indem wir als geheime Beobachter die Mutter mit ihren Töchtern aus der Kapelle in das Innere des Schlosses begleiten, finden wir den Vater des Julius in seinem Arbeitszimmer, gerade in dem Augenblicke, wo er mit einer Thräne im Auge vor seines verlornen Kindes Bildnisse steht, das an der Wand hing und das er kurz vorher, als Julius geraubt worden, hatte malen lassen.

„O, liebes, gutes Kind!“ so hören wir ihn in dem Augenblicke der Betrachtung des Bildnisses rufen und seufzen, „wo magst du nun in diesem Augenblicke sein, wo ich in Wehmuth und Schmerz vor deinem Bildnisse stehe? Sind vielleicht diese Rosenwangen und diese lieblichen Lippen schon erblaßt? Und diese blauen Augen, schauen sie vielleicht die liebe Sonne schon nicht mehr? Oder bist du zwar noch am Leben, aber lebst unter gottlosen Menschen

und in Jammer und Elend? Ach, armes Kind! welches mag wohl jetzt dein Schicksal sein? Werde ich wohl noch einmal das Glück haben, dich in dieser Welt zu sehen? Oder wird mir dies Glück erst dort drüben, im Lande des ewigen Friedens zu Theil? Das weiß Gott, der Allwissende allein, und Er mag die Sache fügen nach seinem heiligen Willen."

Nach diesen Worten, die ihm das schwere Herz leichter gemacht, verließ des Julius Vater das Zimmer, und auch wir verlassen so geheim, als wir gekommen, das Schloß und das Dorf, um später wieder, zur Zeit schwerer Heimsuchungen Gottes, dahin zurückzukehren und Zeugen der Leiden, der Geduld und des Gottvertrauens dieser edlen Menschen zu sein.

Es waren seit der Zeit, wo die Eltern des geraubten Julius aus der Residenz hierher nach Bernstein gezogen waren, vier Jahre verflossen, ohne daß sich weder im Schlosse, noch im Dorfe etwas Merkwürdiges ereignet hätte. Alles, was in Bernstein so gut begonnen hatte, machte im Stillen erfreuliche Fortschritte. Der Zustand der Gemeinde ward immer blühender, und der Seelsorger, wie die Standesherrschaft, freute sich gar innig über das Aufblühen der guten Sitten unter Jung und Alt, wie über das Gedeihen des Wohlstandes im ganzen Dorfe. Es herrschte aber auch fast in allen Familien Friede, Freude und gute Ordnung, und dem Wanderer machte es Lust und Vergnügen, wenn er zur Sommerszeit Bernsteins Fluren und Weinberge durchschritt, und dann die Pracht der so reichlich gesegneten Aecker und Wiesen, Reben und Obstbäume bewunderte. Aber nie größer, als gerade in diesem Sommer, war deren Pracht und Segensfülle. Alles in Bernstein, Alt und Jung, freute sich der schönsten Hoffnung auf Erndte und Herbst. Allein der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Für dieses Jahr war dem Dorfe Bern-

stein von Gott eine schwere Prüfung bestimmt; und wahrscheinlich aus der weisen Absicht, damit es nie vergesse, daß nur geprüfte Tugend dem gediegenen Golde gleiche, das im Feuerofen geläutert worden.

An einem Nachmittage, an dem es fast zum Ersticken heiß und schwül war, erhob sich plötzlich ein Sturmwind, und von Westen her zog, wie auf Adlers Flügeln, ein schweres Gewitter heran. Fürchterlich rollte der Donner, Blitz zuckte auf Blitz und Knall folgte auf Knall. Es war ein schaudervolles Gewitter. Menschen und Thiere zitterten vor Furcht. Auf die schwüle Hitze trat plötzlich eine ungewöhnliche Kühle ein, und das schwere Gewitter, das gerade über Bernstein zog, entleerte sich mit einem schauerlichen Hagel. Es fielen Hagelsteine herab, wie Taubeneier so groß, und in wenigen Augenblicken war die Erde dicht davon überdeckt. Aber ach, welch' ein Jammergeschrei in Bernstein und in der ganzen weiten Umgebung! Felder, Weinberge und Gärten waren ganz verheert, und alle Hoffnung auf Erndte und Herbst war dahin. Unter den Jammernden riefen Viele aus: „ach, großer Gott! wie wird es uns im Winter ergehen, von was sollen wir leben?“ Ein frommer Großvater tröstete seine jammernde Familie mit den Worten: „verzaget nicht; denn Gott, der die Raben nährt, kann Menschen nicht verstoßen.“

Es brach der gefürchtete Winter heran; aber in Bernstein durfte keine Familie darben. Denn Gott, der die Herzen der Menschen lenkt, wie ein Mensch die Wasserbäche, half durch seine guten Menschen den Dürftigen aus der Noth. Kaum hatte der Ministerpräsident Julius v. Kronfels von Bernsteins Unglück Nachricht erhalten, so verließ er die Residenz und eilte dahin, um sowohl die theure Familie v. Bernstein, die das Uebel eben so hart getroffen, zu trösten, als auch den dortigen Armen aus der größten Noth zu helfen. Darum erschien er auch in Bernstein, wie

ein Engel in der Noth. Der edle Menschenfreund hatte schon, bevor er die Residenz verließ, für die erste Noth weise Sorge getragen; denn er hatte das königliche Haus, dessen außerordentliche Mildthätigkeit nicht nur in der Residenz, sondern auch im ganzen Lande aus vielfacher Erfahrung schon bekannt war, von dem unglücklichen Ereignisse sogleich in Kenntniß gesetzt, und für die Verhagelten die schöne Summe von 4000 Fl. empfangen. Ebenso hatten auch andere gute Freunde und Bekannte des Ministers reichliche Gaben gespendet. Er selbst aber vermehrte das Almosen mit 1000 Fl. aus seiner eigenen Kasse. Diese Summen verwendete er unverweilt zum Ankauf von Früchten und dürren Gemüsen, welche schnell herbeigebracht und unter die Dürftigen in Bernstein, wie auch unter die in den andern umliegenden Orten, welche ebenfalls, aber minder, als Bernstein, Schaden gelitten, nach gehöriger Ordnung ausgetheilt wurden. So weise und milde hat Herr v. Kronfels für diese Verunglückten in höchster Noth gesorgt. Und darum war auch über sein Erscheinen in Bernstein ein so großer Jubel. Und die Familie v. Bernstein bewunderte den Edelsinn ihres Freundes, und Alle waren darüber zu Freudenthränen gerührt. Herr v. Bernstein verschmerzte über diese große Freude viel leichter den erlittenen Schaden, der sehr bedeutend war, und spendete zur Unterstützung der Dürftigen seines Dorfes selbst noch eine Summe von 500 Fl. Auch der edelgesinnte Pfarrer öffnete seine milde Hand, und spendete seinen dürftigen Pfarrkindern eine schöne Gabe. Und so hat sich an den Bernsteinern der heilige Spruch bewährt: „wo die Noth am größten, da ist Gottes Hülfe am nächsten.“ Die Dürftigen lebten nun den Winter hindurch von den milden Gaben, und die vermöglichen Bauern wußten sich so ziemlich durchzuschlagen. So war also in Bernstein die Noth bei weitem nicht so groß, als man anfangs befürchtet hatte.

Aber so groß, als die Hülfe aus der Noth, war auch ihr Dank gegen Gott und die Wohlthäter, deren Herzen Gott zur Mildthätigkeit angeregt hatte. Und der überaus große Segen an Früchten, Obst und Wein im nächstfolgenden Jahre war den Bernsteinern ein reichlicher Ersatz für den erlittenen Schaden. Jedoch hiermit waren in Bernstein Gottes Prüfungen noch nicht zu Ende.

Ungefähr zwei Jahre nach dem großen Hagelschlage brach in Bernstein, wie auch in vielen andern umliegenden Dörfern, eine ansteckende Krankheit aus. Kinder und die reifere Jugend bis ins zwanzigste Jahr und noch darüber bekamen die wilden Blattern. Und diese Krankheit nahm bei ihrem Ausbruch sogleich einen bösartigen Charakter an, so daß sie sich feuerschnell im Dorfe verbreitete, und Alle, die damit behaftet wurden, am ganzen Körper kein Plätzchen mehr hatten, das rein von Blattern geblieben wäre. Die armen Kranken sahen fast wie Aussätzige aus. Der Brand nahm bei Vielen, meist aber bei denen aus der reifern Jugend, so heftig überhand, daß sie schon in einer Zeit von wenigen Tagen Opfer des Todes wurden. Bald war im Dorfe Bernstein fast kein Haus mehr, wo nicht Blatternkranke waren. Und der unerbittliche Tod ging von Hause zu Hause, um seine Opfer zu fordern. Beinahe jeden Tag machte die Sterbeglocke solche Opfer bekannt, und fast jeden Tag wurden unter Jammergeschrei eine, oder mehrere Leichen zur Erde bestattet. Ach, das war ein Schrecken in Bernstein unter Jung und Alt! Denn der Tod holte seine Opfer meist aus der Reihe der reifern Jugend. In der Zeit von drei Wochen sind vierzehn Jünglinge und Jungfrauen von fünfzehn bis zwanzig Jahren und noch darüber beklagenswerthe Opfer des Todes geworden. So hat z. B. der Schultheiß von vier Kindern drei verloren: einen Sohn von achtzehn Jahren, und zwei Mädchen, von denen das eine sechzehn und das andere vierzehn

Jahre alt war. Und der zehnjährige Knabe, das noch einzige Kind, war auch lange Zeit in Todesgefahr geschwebt, aber später wieder genesen. Regina, die gute und zärtliche Mutter dieser beklagenswerthen Opfer, wäre untröstlich gewesen, wenn nicht ihre große Frömmigkeit ihr die Kraft gegeben hätte, diese schmerzliche Heimsuchung Gottes mit christlicher Geduld und Gottergebenheit zu ertragen. Sie trug jetzt alle Liebe und Sorge, die sie bis jetzt für alle vier Kinder getragen, auf das noch einzige über, um es, wie sie gelobte, mit Gottes Beistand so recht ganz für den Himmel zu erziehen.

Noch weit schmerzlicher, als der Schultheiß, wurde Jakob Weibel, eben derselbe, der sich, wie uns bekannt, bei der Gemeindeversammlung so trefflich gehalten, von Gott heimgesucht. Denn er hatte nur zwei Kinder, einen Sohn, der zwanzig, und eine Tochter, die achtzehn Jahre alt war, und beide Kinder hatte er an einem Tage verloren. Er und sein braves Weib weinten, wie Kinder, am Grabe der Verblichenen; denn jetzt waren sie ja bei ihrem großen Vermögen ganz kinderlos, und für ihr herannahendes Alter ohne Stütze und Trost. Was ihnen der Tod geraubt, das suchten sie wieder mit lebendigem Glauben in der Religion Jesu zu finden. Und jetzt erst empfanden sie so recht tief, daß nur der Trost der Religion der wahrste und auch der dauerhafteste sei.

Solche schmerzliche Verluste, wie diese beiden Familien, hatten, wenn auch nicht in derselben Größe, noch viele andere. Ja, es war in Bernstein fast kein Haus, worin nicht wenigstens ein Kranker war, und fast die Hälfte der Familien beweinte entweder ein, oder mehrere Opfer des Todes. Aber bei allem Schmerz und Jammer hatten sie doch den Trost, daß keines ihrer Kinder ohne die Gnade der heil. Sterbsakramente gestorben war. Denn man konnte zu dieser Zeit der Heimsuchung Gottes den seeleneifrigen

Pfarrer fast den ganzen Tag und auch in Stunden der Nacht mit dem hochwürdigsten Gute von einem Krankenhause zum andern wandeln sehen. Er war rastlos, ohne Furcht und Ekel; aber ganz beseelt mit heiligem Eifer für das Seelenheil der Sterbenden. Auch denen, die erst Einmal in ihrem Leben gebeichtet hatten, eilte er mit dem Troste der Religion zu Hülfe, und spendete ihnen die heil. Sakramente der Buße und der letzten Oelung. Aber auch die gerufenen Aerzte hatten gewissenhaft und eifrig ihre Schuldigkeit gethan. Denn ohne ihre rastlose und opferwillige Thätigkeit wäre die Zahl der Todten mehr als um die Hälfte größer geworden.

Nun wenden wir auch unsere Blicke in das Schloß, um zu sehen, wie es dort aussieht. Aber ach! auch hier finden wir Jammer und Elend. Beide Töchter, Theolinde, die jetzt 15, und Julie, die 13 Jahre alt war, liegen an den Blattern schwer krank darnieder und ringen in diesem Augenblicke mit dem Tode. Ich kann der Eltern Schmerz, der bei dem Gedanken, daß sie jeden Augenblick ganz kinderlos werden können, wie ein zweischneidiges Schwert ihr Herz durchbohrte, nicht schildern; denn er war unbeschreiblich groß. Die zärtlich liebende Mutter wich fast nie vom Schmerzenlager der Kinder und härmte sich so ab, daß sie selbst in Gefahr stand, zu erkranken. Sie und ihr Gatte nahmen, wie in jeder andern Noth, so auch in dieser, ihre Zuflucht zum Gebete. In der Hauskapelle wurden täglich, Morgens und Abends, Betstunden gehalten, wobei auch alle Dienstboten der Herrschaft mit Eifer erschienen. Aber auch in der Pfarrkirche hielt der eifrige Seelsorger täglich eine Betstunde, worin nebst den Kranken des Dorfes auch der kranken Töchter der lieben Standesherrschaft mit frommer Andacht gedacht wurde. Wo Alles betete, da war auch Alles zu hoffen. Zwar schienen die beiden sehr geschickten Aerzte, wovon der eine der Leibarzt des Königs

war, für die beiden Mädchen wenig Hoffnung zu hegen. Wo aber Niemand mehr hofft, da hofft noch ein liebendes Mutterherz. Und so that auch die Mutter dieser todtkranken Mädchen. Sie schickte fromme Personen, denen sie ein reiches Almosen gab, an Gnadenorte, um dort für ihre Kinder zu beten. Auch andern Armen spendete sie täglich milde Gaben, und machte das Gelübde, in die Pfarrkirche zu Bernstein ein kunstvolles Altarblatt zu stiften. Und ihr Gelübde wurde gleichsam durch ein zweites erst vollendet, das der edle Julius v. Kronfels machte, der aus der Residenz herbeigeeilt war, um die ihm so theuern Kinder, wie er mit Schmerz befürchtete, in dieser Welt das letztemal noch zu sehen. Er gelobte nämlich, zu dem neuen Altarblatte auch einen neuen Hochaltar zu stiften, weil der gegenwärtige schon sehr alt und unansehnlich war. Und diese beiden Gelübde krönte Herr v. Bernstein mit dem seinigen. Er gelobte, den armen, aber sehr talentvollen, fleißigen und tugendhaften Waisenknaben, den er schon früher als Pflegesohn angenommen, studiren zu lassen, wenn ihn der liebe Gott am Leben erhält und ihm Beruf dazu gegeben hat. Denn auch Karl, so hieß dieser Pflegesohn, hatte die Blatternkrankheit; aber nicht so heftig, wie viele Andere, weßhalb er auch bis jetzt noch in keiner Todesgefahr schwebte.

Gott, der Allgütige, bei dem das Gebet der Gerechten viel vermag, und der an guten Werken, womit auch ein frommer Lebenswandel verbunden ist, großes Wohlgefallen hat, erhörte die Bitte für die todtkranken Töchter des Herrn v. Bernstein, und sie wurden zur unbeschreiblichen Freude der Eltern, des edlen Pathen und des ganzen Dorfes wieder gesund. Und Karl war noch vor ihnen wieder genesen. Was aber die Freude in Bernstein vollkommen machte, ist, daß jetzt die fürchterliche Krankheit und der grausame Tod aufhörten, in Bernstein zu wüthen,

und in kurzer Zeit alle Gefahr vollends verschwunden war. Zur Dankbarkeit gegen Gott, den Herrn des Lebens und des Todes, wurde in der Pfarrkirche ein Hochamt mit einem „Te Deum“ gehalten. Wer in Bernstein nur gehen konnte, nahm mit inbrünstiger Andacht Antheil daran. Und unter den Andächtigen waren natürlich auch die dankbare Familie v. Bernstein und ihr edler Freund, Julius v. Kronfels. Dieser kehrte nach dem Dankfeste mit freudevollem Herzen wieder in die Residenz zurück.

Aber bei diesem Ereignisse ist ganz besonders merkwürdig, daß gerade jene Bürger von Bernstein am schwersten heimgesucht worden, und durch den Tod Kinder verloren haben, welche bei der letztern Empörung gegen Pfarrer und Standesherrschaft die Thätigsten waren. Sie haben aber auch die Nothwendigkeit einer Söhnung eingesehen, und daher dieses offenherzige Geständniß gemacht: „Wir haben diese Züchtigung für unsere früheren Sünden gar wohl verdient.“

Siebentes Kapitel.

Das seltsame Zusammentreffen.

Während des Julius beide Schwestern im elterlichen Hause eine schmerzvolle Krankheit durchmachten und geraume Zeit in Todesgefahr schwebten, verlebte dieser in den fernen Gebirgen Steuermarks, in Annas friedlichem Hause, frohe und glückliche Tage. Er war jetzt neun Jahre alt und zu einem schönen, frommen und liebenswürdigen Knaben herangeblüht. Im Pfarrdorfe, das eine halbe Stunde von Annas Wohnung entfernt war und wohin er täglich in die Schule und Kirche ging, war er allgemein beliebt. Manche Mutter des Dorfes, welche in der Kirche sein frommes Betragen und seine glühende An-

dacht zu ihrer eigenen Erbauung bewunderte, stellte ihn ihren eigenen Kindern zum nachahmungswürdigen Muster und Beispiel auf. Und in der Schule, wo er sich durch Sittsamkeit, Fleiß und Kenntnisse vor allen andern Schülern auszeichnete, war er der Liebling des Pfarrers und Lehrers, ohne daß er es darauf angelegt hätte, weßhalb auch alle Mitschüler ihn herzlich liebten. Schon in seinem 9. Lebensjahre übertraf er in allen Kenntnissen die meisten Mitschüler von 13 bis 14 Jahren. Aber bei so ausgezeichneten Talenten und einer so guten Erziehung hatte er auch leicht und gut zu lernen. Denn zu Hause ließ man ihm nicht nur Zeit genug, um seine Schulaufgaben recht zu lernen, sondern man munterte ihn auch auf jegliche Weise dazu auf, und Klara, die selbst sehr gut unterrichtet war, half ihm im Lernen kräftig nach. Und aus den guten Büchern, die Klara besaß, lernte der eifrige Julius aus eigenem Antriebe manches Gute und Nützliche, was in der Schule noch nicht gelehrt worden war. Ja, wie früher das schneeweiße, muntere Lämmchen, so waren jetzt gute Bücher seine liebsten Gesellschafter, die ihm die Zeit sehr angenehm und nützlich verkürzten. Da er die sehr kleine Hausbibliothek schon mehrmals ausgelesen hatte, gab ihm der würdige Pfarrer, der dem wißbegierigen Geiste des Knaben gerne die erforderliche Nahrung verlieh, von Zeit zu Zeit ein Büchlein, das für ihn paßte. Und so hatte Julius auch die schöne Gelegenheit erhalten, den Herrn Pfarrer öfters besuchen zu dürfen, was ihm jedesmal die süßeste Freude gewährte. Denn dieser Kinderfreund unterhielt sich, wenn er gerade Zeit hatte, mit dem Knaben über allerlei nützliche Dinge. Und wenn dann der Knabe den so gut aufgefaßten Inhalt des gelesenen Büchleins mit seinen eigenen Worten und mit der größten Lebhaftigkeit dem Pfarrer erzählte, und über das, was er wohl verstanden, so treffliche Bemerkungen machte; über das

aber, was er noch nicht recht verstanden, so vernünftige Fragen stellte; da dachte dieser bei sich: es wäre doch schade, wenn man diesen talentvollen, wißbegierigen und tugendhaften Knaben nicht studiren ließ. Als aber der Pfarrer eines Tages, bei einer ähnlichen Gelegenheit, den Julius fragte, ob er nicht Lust hätte, ein Student zu werden: da hätte man Zeuge von seiner Freude sein sollen! Denn das war ja im Stillen schon längst der heißeste Wunsch seines Herzens. Der Pfarrer entließ ihn diesmal mit den Worten: wenn seine Pflegemutter die Einwilligung dazu gebe, so könne er diese Freude schon in Bälde genießen. Jubelnd vor Freude und schnellfüßig, wie ein junges Reh, eilte er der Heimath zu, um Anna und Klara diese Freudenbotschaft zu verkünden. Diese freuten sich wirklich auch darüber; denn sie hatten schon längst wahrgenommen, daß es Gottes Willen sein müsse, den Julius etwas Besseres, als ein Handwerk, oder die Landwirthschaft erlernen zu lassen. Ja, schon gar oft hatte Klara insgeheim zu Anna gesagt: „unser Julius hat viel Talent, Lust und Liebe zum Studiren, und daher gewiß auch Beruf dazu; es wäre also schade, wenn wir ihn nicht studiren ließen.“ Vor Julius selbst aber hatten sie davon noch nie eine Silbe gesprochen. Denn Anna trug wegen der erforderlichen Kosten noch immer ein Bedenken. Sie hatte schon oft im Sinne, den Herrn Pfarrer darüber um Rath zu fragen; aber bis jetzt hatte sie noch nie das Herz gehabt, es zu thun. Jetzt aber faßte sie endlich den Muth, in dieser Angelegenheit noch denselben Tag in den Pfarrhof zu gehen. Der gütige Pfarrer empfing sie sehr freundlich, sprach anfangs Vieles zum Lobe ihres Pflegesohns, den auch er, wie alle übrigen Dorfbewohner, für ihren nahen Anverwandten hielt, und sagte dann offen heraus, daß Julius, wie er fest glaube, nach Allem, was er bis jetzt an ihm wahrgenommen, von Gott Beruf zum Studiren

erhalten habe. Und weil dies des Knaben heißester Wunsch sei, so wolle er mit ihrer Einwilligung schon morgen den Anfang damit machen. Anna willigte mit Freuden ein, weil der Pfarrer so eben ihr aus dem Herzen gesprochen; nur äußerte sie ein Bedenken wegen des Kostenpunktes. Der menschenfreundliche Pfarrer aber, dessen süßeste Freude es war, Menschen beglücken zu helfen, beruhigte sie darüber, indem er ihr mit lächelndem Munde sagte: dafür habe Gott schon vorausgesorgt. Anna ging nun beruhigt und frohen Herzens nach Hause, und schon morgen begann Julius mit himmlischen Freuden sein Studium.

Der ehrwürdige Pfarrer, obwohl schon ein hochbejahrter Mann, begann mit Julius den Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache, wie auch den in allen andern nothwendigen Gegenständen dennoch mit jugendlicher Freude. Denn er versetzte sich jetzt im Geiste wieder in jene Zeit zurück, wo er über zwanzig Jahre lang an einem österreichischen Gymnasium Professor gewesen war. Er war somit als der Lehrer eines so talentvollen und wißbegierigen Knaben der rechte Mann. Denn so großen Werth er auf Talent, Fleiß und Kenntnisse setzte; so stand ihm doch Religion und Tugend, Frömmigkeit und Sittlichkeit noch höher; weßhalb unter allen Lehrgegenständen der Religionsunterricht und die täglichen Andachtsübungen die erste und vorzüglichste Stelle einnahmen. Der eifrige und fromme Schüler machte seinem Lehrer Freude und Ehre. Schon nach drei Jahren war er fähig, zur Aufnahme in die vierte Klasse seine Prüfung abzulegen. Aber auch jetzt war für Julius die Zeit angebrochen, wo er das stille Thal und die liebe Heimath verlassen mußte, um in einer guten Lehr- und Erziehungs-Anstalt sein Studium weiter fortzusetzen.

Der wohlthätige Pfarrer, der mit Freude dieses gute Werk begonnen, wollte es in einer solchen Lehr- und Er-

ziehungs-Anstalt fortsetzen und vollenden lassen, wo er mit Sicherheit hoffen durfte, daß sein Schüler nicht nur an Wissenschaft, sondern auch an echter Tugend und Frömmigkeit einen reichlichen Gewinn machen werde. Und diese war das Collegium der Väter der Gesellschaft Jesu, das zu jener Zeit das berühmteste im ganzen Kaiserreiche war. Der Rektor dieser so trefflichen Lehr- und Erziehungs-Anstalt, ein eben so frommer als gelehrter Mann, war des Pfarrers Jugendfreund, und dieser hatte ihm schon durch einen Brief die gute Aufnahme seines trefflichen Schülers zugesichert. Die Stunde der Trennung hatte nun für Julius geschlagen. Er war jetzt gerade zwölf Jahre alt. So groß vorher seine Sehnsucht nach dieser Stunde der Trennung war, nicht minder war jetzt auch der Schmerz derselben. Denn er mußte ja von Menschen scheiden, die ihm bis jetzt so viel Gutes gethan, und die ihm so überaus lieb und theuer geworden waren. Wie ein gutes und dankbares Kind von seinen leiblichen Eltern und Geschwistern scheidet, so schied der gute Julius unter einem Strome von Thränen aus dem Hause seiner geliebten Wohlthäterinnen. Auch Anna und Klara weinten sehr, als ihnen Julius die Hand zum Abschied reichte. Es war ihnen in diesem Augenblicke des Scheidens nicht anders zu Muthe, als scheide ihr theurer Julius aus ihrem Hause, um nie wieder dahin zurückzukehren. Julius aber tröstete sie mit dem Versprechen, daß er, so Gott will, in der nächsten großen Ferienzeit sie wieder besuchen werde. Der gütige Pfarrer, der sich schon früher vorgenommen hatte, seinen Jugendfreund, den Rektor des Collegiums, zu besuchen, begleitete den scheidenden Julius in einer Kutsche und auf seine Kosten bis an das Ziel der Reise.

Mit Julius, dem guten und lebensfrohen Knaben, war nun auf lange Zeit alle Freude aus Annas Hause verschwunden. Anna, die gute Pflegemutter, sah man

lange Zeit nicht mehr froh und heiter. Klara aber träumte bei Tage unter der Arbeit, und bei Nacht im Schlafe nur von ihrem theuren Julius. Bald sah sie ihn heimkommen in die Vakanz als einen schön und groß gewachsenen Studenten; bald aber stellte sie ihn vor, wie er dereinst als frommer Priester im kirchlichen Ornate in der Pfarrkirche die erste heilige Messe lesen werde. Und in dieser Gestalt sah sie ihn am liebsten. Denn es kam der guten Klara nie in den Sinn, daß Julius je was Anderes, als ein geistlicher Herr, werden könnte. Studiren und geistlich werden war nach ihrem Begriffe ein und dasselbe. Auch Anna träumte, so oft sie an ihren lieben Julius dachte, gar gerne von einem geistlichen Sohne.

Unsere Reisenden kamen glücklich an ihrem fernen Ziele an. Sie hatten den weiten Weg ohne den mindesten Unfall in drei Tagen zurückgelegt. Der Empfang im Collegium war höchst freundlich und rührend; denn die beiden Freunde hatten sich schon viele Jahre lang nicht mehr gesehen. Und Julius wurde, wie ein Sohn des Hauses, aufgenommen. In seiner Prüfung war er zum Erstaunen des Rektors ausgezeichnet gut bestanden, und wurde in die vierte Klasse aufgenommen.

Den andern Tag wurde auch ein anderer Knabe, der etwa 14 Jahre alt sein mochte, geprüft, und kam, weil er sehr gut bestanden, ebenfalls in die vierte Klasse. Wer war aber wohl dieser Knabe, daß wir an ihm ein Interesse haben sollen? Es war Karl, der Pflegesohn des Herrn v. Bernstein, des Vaters unsers Julius. Der ehrwürdige Pfarrer aus Bernstein, der als Student seine Jugendjahre in diesem Collegium zugebracht, und schon längst eine Sehnsucht hegte, den Lieblingsaufenthalt seiner Jugend als Greis einmal wieder zu sehen, hatte den braven Karl hieher begleitet. Sie hatten eine noch weitere Reise zu machen gehabt, als Julius. Der ehrwürdige Greis weinte vor Rüh-

rung und Freude, als er den ersten Schritt über die Schwelle des Hauses that, wo er als Knabe und Jüngling so frohe und glückliche Tage verlebte. Er zweifelte daran, hier noch einen von seinen alten Schulfreunden wieder zu finden. Aber wie groß und erfreulich war für ihn die Ueberraschung, als der Rektor und dessen Freund ihn sobald wieder erkannten und ihn als ihren Jugendfreund in die Arme schlossen!

Auch Julius und Karl, die jetzt Schüler der nämlichen Klasse waren, naheten sich einander, zwar anfangs etwas schüchtern, wurden aber bald, da beide gleich ausgezeichnete Eigenschaften besaßen, mit einander vertrauter. Ja, nach der Heimkehr beider Pfarrer waren erst wenige Wochen verflossen, als Julius und Karl schon innige Freunde waren. So finden sich gute Herzen überall bald.

Aber wie kommt's, daß Karl ein Student geworden, und gerade in dasselbe Collegium, wo Julius war, gekommen ist? Wir werden uns noch gut erinnern, daß Herr v. Bernstein zur Zeit, wo seine beiden Töchter in Todesgefahr schwebten, das Gelübde gemacht hat, Karl, seinen Pflegesohn, studiren zu lassen, wenn er Talent, Beruf und Lust dazu haben sollte. Und keines von diesen drei Stücken hatte dem Karl gefehlt, sondern er besaß all' die guten Eigenschaften, die seinem Wohlthäter die schönsten Hoffnungen versprachen. Denn der brave Lehrer Frank hatte den ihm anvertrauten Zögling trefflich erzogen und gut unterrichtet. Und in Karls Herzen hatte gute Aussaat auch ein gutes Erdreich gefunden. Wollte ich Karls gute Aufführung ausführlich beschreiben, dann müßte ich Alles, was ich kurz zuvor von Julius gesagt, hier noch einmal wiederholen, was aber eben so überflüssig, als langweilig wäre.

Als Karl zehn Jahre alt und zum Studiren fähig war, nahm ihn der Pfarrer von Bernstein in den Unterricht.

Und nach vier Jahren hatte der fleißige und lernbegierige Karl so viel erlernt, daß beschlossen wurde, ihn in einer guten Lehr- und Erziehungs-Anstalt weiter ausbilden zu lassen, und Herr v. Bernstein überließ die Wahl einer solchen Anstalt dem würdigen Pfarrer. Dieser aber schlug aus schon bekannten Gründen eben das Collegium vor, wo Karl einen lieben Julius, und Julius einen theuern Karl gefunden.

Auch die Frau v. Bernstein und Herr v. Kronfels haben ihr Gelübde gelöst, und zur Zeit, wo Karl seine Heimath verließ, stand der prachtvolle Hochaltar mit dem kunstvollen Altarblatte schon längst in der Pfarrkirche zu Bernstein. Das Altarblatt war in der That ein gelungenes Meisterwerk. Es stellte die unbefleckte Empfängniß Mariä dar. Die jungfräuliche Siegeskraft mit dem Lichtstrahle der göttlichen Gnade, womit sie der Schlange den Kopf zertritt, wiederstrahlt in himmlischer Gloria auf Marias Antlitz, und macht auf fromme Gemüther einen unbeschreiblich tiefen Eindruck. Alles lobte den Meister, aber auch Alles dankte der frommen Stifterin.

Achtes Kapitel.

Der Bettler.

Nachdem der Pfarrer von Bernstein wieder glücklich in seiner Heimath angekommen war, begab er sich unverweilt auf das Schloß, um von Karl viele herzliche Grüße auszurichten, und von dessen guter Aufnahme im Collegium Bericht abzustatten. Von den Freuden, die ihm die alten Freunde, die er dort so unverhofft getroffen, gemacht, erzählte er mit Rührung. Und da er des ausgezeichneten Knaben, den sein Freund aus Steuermark zu selber Zeit ins Collegium gebracht, rühmlichst erwähnte, indem er

beifügte, daß er Julius heiße, Karls Mitschüler und vielleicht jetzt schon sein würdiger Freund sei; da wurden plötzlich Eltern und Töchter traurig gestimmt. Denn sie dachten dabei seufzend an ihren eigenen Julius. „Ach," seufzte die Mutter, „in diesem Alter und vielleicht in demselben Collegium wäre jetzt auch unser Julius, wenn er uns nicht geraubt worden wäre." Daß aber dieser ausgezeichnete Knabe, von dem der Pfarrer so rühmlich erzählte, ihr Julius wirklich sei, das konnten weder sie, noch der erzählende Pfarrer ahnen, obwohl dieser den Julius mit Augen gesehen, viel mit ihm gesprochen und großes Wohlgefallen an ihm gefunden hatte. Aber wie hätte er auch nur ahnen können, daß dieser liebenswürdige Knabe das verlorne Kind seiner Herrschaft sei, da er ihn vorher noch nie mit Augen gesehen hatte! Denn Julius wurde als ein dreijähriges Kind geraubt, und war vorher mit seinen Eltern nie in Bernstein gewesen. Und den Namen „Julius" haben gar viele Knaben in der Welt. Aber auch eben so wenig konnte Julius die Ahnung haben, daß Karls Pflegeeltern, von denen er oft mit so viel Liebe und Ehrfurcht sprach, seine eigenen Eltern seien, nach denen sein Herz auch jetzt noch von Zeit zu Zeit eine stille Sehnsucht hegte. Nur dann, wenn Karl von Theolinde und Julie sprach, tauchte die Erinnerung an seine Kindheit und an die damals erlebten Schicksale ganz lebhaft in seiner Seele auf, und er dachte an seine zwei lieben Schwesterchen, deren Bild seiner lebhaften Einbildungskraft noch nicht ganz entschwunden war. Daß aber Karls Schwestern und die seinigen dieselben Personen seien, konnte er bis jetzt weder ahnen, noch vermuthen. Denn das Geheimniß seiner Kindheit hatte er noch Niemandem, auch nicht seinem Freunde Karl, mitgetheilt; obwohl er schon oft im Begriffe war, es seinem Freunde zu offenbaren, aber immer wieder durch ein unnennbares Gefühl zum Schweigen ermahnt worden war.

Zu dieser Zeit also, wo alle Umstände so günstig waren und wo Julius seinen Eltern und Geschwistern so nahe stand, daß zu ihrem Wiedersehen nur noch ein günstiger Schritt zu fehlen schien, trug sich auf dem Schlosse Bernstein ein Ereigniß zu, wodurch Eltern und Kind, Schwestern und Bruder wieder weiter von einander entfernt wurden, als sie es bis jetzt gewesen waren. Denn jetzt schien Julius für sie mehr, als je, verloren, und die Hoffnung, ihn in dieser Welt noch einmal wieder zu sehen, war gar mächtig erschüttert.

Bald nach der Rückkehr des ehrwürdigen Pfarrers nach Bernstein wollte man auf dem Schlosse, wie bisher alljährlich geschehen, mit stiller Festlichkeit den Namenstag des verlornen Kindes feiern. Doch diesmal traf Alles zusammen, was nur die stille Feier des Tages stören konnte. Fürs Erste konnte heute des Kindes Pathe wegen unabwendbaren Hindernissen am Feste keinen Antheil nehmen, und dann brachte ein ungewöhnliches Ereigniß große Bestürzung in das Schloß. Nur jener Theil der Feier dieses Tages, der auch der beste war, nämlich die gottesdienstliche Feier in der Pfarrkirche, durfte durch Nichts gestört werden. Die ganze Familie sammt der Dienerschaft, ein alter treuer Diener, der das Schloß bewachen mußte, ausgenommen, begab sich schon Morgens frühe in das Gotteshaus. Und hier, wo der ehrwürdige Priester in stiller Andacht das heiligste Opfer feierte, stiegen aus der Brust der Andächtigen inbrünstige Gebete, die sie mit denen des frommen Priesters vereinigten, für das Wohl des geraubten Julius gen Himmel empor. Die Bitte Aller war ein und dieselbe, Alle flehten zu Gott um das glückliche Wiederfinden des verlornen Julius. Den Augen der Mutter entrann während des Gottesdienstes manche verborgene Thräne und der Brust des betrübten Vaters entstieg hie und da ein stiller Seufzer. Jedoch hatte das gläubige Vertrauen

auf Gott, dem alle Dinge möglich sind, Aller Herzen mit süßer Hoffnung erfüllt. Getröstet und gestärkt verließen sie nach vollendeter Andacht das stille Gotteshaus. Bei der Rückkehr auf das Schloß ging die Herrschaft voraus, und hinter ihr folgte in bescheidener Entfernung schweigend die Dienerschaft. Bevor die Herrschaft das eiserne Gitterthor, das der alte Diener von innen öffnete, vollends erreicht hatte, blieb sie plötzlich stehen. Die Dienerschaft ward aufmerksam. Und sieh', da stand vor der Herrschaft ein zerlumpter und abgemagerter Bettler, der seine schlechte Mütze ehrerbietig vom Kopfe nahm und den Mund zum Sprechen öffnete, aber aus sichtbarer Bewirrung kein Wort hervorbrachte. Herr v. Bernstein, der Nichts anders vermuthete, als daß der Bettler ihn um ein Almosen ansprechen wolle, öffnete mitleidsvoll seine Börse, um ihm ein reichliches Almosen zu spenden. Erst jetzt, wo er den Bettler mit den Worten ansprach: „nehmet dies, armer Mann, und betet in unserer Meinung für unser unglückliches Kind ein Vaterunser," erhob dieser die niedergesenkten Augen, und in diesem Augenblicke stießen Theolinde und Julie, wie aus einem Munde einen heftigen Schrei aus. „O, Jesus, der Räuber!" schrie Theolinde mit Entsetzen, und, der Räuber unsers Julius!" schrie Julie und schmiegte sich furchtsam an die Mutter hin.

„Wie, dieser Bettler der Räuber unsers Julius?" fragte der Vater bestürzt. „Habt ihr auch recht gesehen, und erkennt ihr ihn wieder?"

„Ja, gnädiger Herr!" erwiederte statt der beiden Fräulein der Bettler mit bebender Stimme, „die gnädigen Fräulein haben recht gesehen und mich wieder gut erkannt. Ja, zu meiner größten Schande und zu Ihrem Entsetzen muß ich offen bekennen, daß ich wirklich der Räuber Ihres Kindes bin." — Nach diesem Geständnisse fiel der Bett-

ler schluchzend auf die Kniee nieder, und die gnädige Frau stieß einen Schrei der Bestürzung aus.

„Hier, zu Ihren Füßen, gnädiger Herr!“ fuhr der Bettler schluchzend fort, „liegt ein reumüthiger und bußfertiger Missethäter, und bittet Sie um die Gnade, sein Schuldbekenntniß anzuhören. Da aber hier der schickliche Ort dazu nicht ist, so bitte ich um gnädiges Gehör in einem Zimmer des Schlosses; denn um recht verstanden zu werden, wird meine Erzählung so ziemlich ausführlich sein. Nur in dieser einzigen Absicht, und nicht, um zu betteln, bin ich hieher gekommen. Es thut mir leid, hier eine große Bestürzung verursacht zu haben, weßhalb ich demüthig um Verzeihung bitte. Aber ich konnte es nicht unterlassen; denn dazu verpflichtete mich der Befehl des Beichtvaters, und dazu trieb mich mein gequältes Gewissen mit unwiderstehlicher Gewalt.“

Indessen hatte die weibliche Dienerschaft die gnädige Frau und die beiden Fräulein, die in großer Bestürzung waren, schon in das Schloß begleitet, und ihnen folgte auch der gnädige Herr mit dem seltsamen Bettler in Begleitung der männlichen Dienerschaft.

Nachdem sich Alle von der ersten Bestürzung wieder erholt hatten, versammelten sich die Herrschaft und Dienerschaft in dem großen Audienzsaale, um aus dem Munde des Bettlers ein furchtbares Bekenntniß und eine schreckliche Geschichte zu vernehmen. Hier stürzte der Bettler dem gnädigen Herrn abermals zu den Füßen, indem er wiederholt um die Gnade bat, sein Schuldbekenntniß anzuhören. Man hieß ihn aber aufstehen, um entweder stehend oder sitzend die schreckliche Geschichte zu erzählen, vor deren Anfang Allen schon das bange Herz zitterte. Allein der knieende Bettler mochte von dieser gütigen Erlaubniß keinen Gebrauch machen, sondern sprach: „es geziemt sich einem Missethäter, nur auf den Knieen seine ungeheure

Schuld zu bekennen.“ Und somit begann er seine schauderhafte Erzählung.

„Da ich das Opfer einer verwahrlosten Erziehung und einer teuflischen Verführung geworden bin, so muß ich meine Erzählung mit einigen Zügen aus meinem Jugendleben beginnen. Ich war ein Knabe von ungefähr 6 Jahren, als ich schon eine arme Waise wurde. Zuerst starb die Mutter und ihr folgte nach wenigen Wochen auch der Vater in das Grab hinab. Später erfuhr ich von den Leuten, daß meine Eltern zwar arme, aber sehr gute Christen gewesen seien. Es war also für mich ein großes Unglück, daß sie mir zu frühe gestorben sind. Denn gleich nach ihrem Tode nahm mich einer meiner nahen Anverwandten in sein Haus auf. Es geschah aber nicht, wie er den Leuten vorgab, aus Barmherzigkeit, sondern, wie ich mich später schmerzlich überzeugte, nur aus niedrigem Eigennutze. Er war ein vermöglicher, aber karger Mann, und seine Ehefrau war ein böses, zänkisches Weib. Ich lebte 12 Jahre lang in diesem Hause, hatte aber wenige gute Tage. Bis in mein 18. Jahr mußte ich der Viehhirt und der Pudel der muthwilligen Dienstboten sein. Da ich ganz verwahrlost unter dem Vieh aufwuchs, so blieb ich so unwissend und so roh, wie dasselbe. Hätte mich mein Vetter in die Schule und in den christlichen Unterricht geschickt; dann wäre ich gewiß auch ein guter Christ geworden. Aber daran wurde nie gedacht, und ich mußte an Sonn- und Feiertagen, wie an den Werktagen, mit dem Vieh auf die Weide, und kam somit nie in eine Kirche. Ist es da noch ein Wunder, daß ich ein verwilderter und leichtsinniger Mensch geworden bin?

Aber als ich groß und stark geworden, und andere Jünglinge meines Alters schön gekleidet und sehr vergnügt um mich sah, da blickte ich oft mit Verdruß auf meine Lumpen und auf mein armseliges Leben und sehnte mich

hinaus in die weite Welt. Als ein Jüngling von 18 Jahren floh ich zur Nachtzeit aus dem Hause meines harten Vetters und trat zu meinem größten Verderben bei der Baronin von Starrheim, die zwar noch jung, aber doch schon eine Wittwe war, in Dienst. Sie war sehr reich und hatte eine zahlreiche Dienerschaft. Jetzt war ich in dem rechten Hause, um recht bald zu einem Verbrecher reif zu werden. Denn hier fand ich nebst einer lüderlichen Herrschaft auch eine gottlose Dienerschaft und das Sprichwort: „gleich und gleich gesellt sich gern,“ hatte sich an mir selbst bewährt; denn unter diesen Menschen ohne Gott, Religion und Tugend gefiel es mir sehr wohl. Mein leichtsinniges und genußsüchtiges Herz hatte ja in Hülle und Fülle gefunden, was es schon längst gewünscht und gesucht. Für ein solches Leben, wie ich es in diesem Herrschaftshause fand, war ich ja von Jugend auf planmäßig erzogen worden. Daß ich unter gottlosen Menschen täglich gottloser werden mußte, war ganz natürlich. Niemand auf dem Schlosse ging je einmal in die Kirche, und von Gott und Gebet war nie die Rede. Wurde auch Gottes Namen ausgesprochen, so geschah es nur in Flüchen und Lästerungen. Es wurde aber in diesem Schlosse auch schändlich gelebt und gewirthschaftet. Die Herrschaft lebte in Saus und Braus, hielt täglich große Tafel, Musik, Spiel und Tanz. Zahlreiche und lustige Gesellschaften sprachen täglich im Schlosse ein. Da hatte die männliche, wie weibliche Dienerschaft wohl viel Arbeit, aber auch gut zu leben und es gab täglich bedeutende Trinkgelder. Wer aus der Dienerschaft die gnädige Frau am meisten betrügen konnte, hielt sich für den klügsten, und dabei war ich nie der letzte. Aber in dieser Schule der Lüderlichkeit wurde ich der leichtsinnigste und lüderlichste Mensch.

Eines Tages kam eine sehr vornehme Kutsche im Schloßhofe an, und aus derselben stieg eine junge, wun=

derschöne Dame, welche unsere gnädige Frau mit Jubel als Freundin empfing. Die Dienerschaft erhielt noch denselben Tag den strengen Befehl, der gnädigen Frau von Kronfels, — denn so hieß die schöne Dame — mit größter Bereitwilligkeit in allen Stücken zu dienen, gerade so wie der Herrschaft selbst.

Mit der Ankunft der Frau von Kronfels wurden die Gesellschaften und Lustbarkeiten auf dem Schlosse so zahlreich und übermäßig, daß man darin über alle Schranken hinausging. Denn in der Eitelkeit, Genußsucht und Lüderlichkeit übertraf sie noch weit unsere gnädige Frau. Uns Dienern gefiel dies Leben überaus wohl; denn wir hatten zu essen und zu trinken im Ueberflusse, und konnten hinter dem Rücken der leichtsinnigen Herrschaft fröhlich leben nach Herzenslust. Dieses unordentliche und wüste Leben dauerte geraume Zeit so fort, und ich wähnte, das beste Leben von der Welt zu haben. Denn die Frau v. Kronfels schenkte mir unter allen Dienern auf dem Schlosse die meiste Aufmerksamkeit, zog mich bei jeder Gelegenheit im Dienste der ganzen übrigen Dienerschaft vor, und beschenkte mich oft sehr reichlich. Das schmeichelte meiner Eitelkeit und meinem Eigennutze sehr. Aber das war für mich eine gefährliche Schlinge, in der ich gefangen werden sollte. Und ich Thor merkte noch Nichts, als ich schon der Sklave ihres Willens geworden war.

Eines Abends, es war schon ziemlich spät und das Schloß schon von allen fremden Gästen geräumt, ließ mich Frau v. Kronfels auf ihr Zimmer kommen, das sie nach meinem Eintritt sogleich von innen verschloß. Sie setzte sich an einem Tischlein nieder, auf welchem zwischen zwei brennenden Kerzen eine Pistole und etliche Geldrollen lagen. Ich aber mußte in einer geringen Entfernung Platz nehmen. Hier im verschlossenen Zimmer, beim Anblicke der Pistole und des ernsten Angesichtes der Frau v. Kron-

fels, und in der Gewalt eines Weibes, das zu Allem fähig war, ergriff mich unwillkürlich ein Schauder, und es war mir ganz sonderbar zu Muthe. Die Angst vor dem, was nun geschehen mag, schnürte mir die Brust zusammen, daß ich kaum mehr athmen konnte, und hörbar schlug das Herz.

„Franz!“ so sprach mich Frau v. Kronfels in einem Tone an, wie ich ihn aus ihrem Munde heute das Erstemal vernahm, „ich habe dich zu mir berufen, um dir ein höchst wichtiges Geheimniß und einen eben so wichtigen Dienst anzuvertrauen. Da außer uns beiden kein Mensch in der Welt Mitwisser dieses Geheimnisses sein darf; so fordere ich dich auf, mir mit einem heiligen Eide ewiges Schweigen über diesen Punkt zu geloben.“

Ohne mir Zeit zum Nachdenken zu lassen, nahm sie mir einen furchtbaren Eid ab. Ich schwur diesen Eid, ohne bis jetzt nur gewußt zu haben, was ein Eid sei; nur an den Worten, die ich ihr dabei nachsprechen mußte, merkte ich, daß er etwas Furchtbares sein müsse.

„Jetzt, mein lieber Franz!“ fuhr sie in ihrer Rede fort, „bindet dich an mich und an meinen Willen ein furchtbarer Eid. Solltest du je einmal in deinem Leben diesen Eid brechen, und somit meineidig und eidbrüchig werden; so bist du ein Kind des Todes, und gehst obendrein noch an Leib und Seele ewig verloren.“

Bei diesen schrecklichen Worten durchrieselte ein eiskalter Schauer alle meine Glieder, es wurde mir grau und schwarz vor den Augen, und ich hatte vollends alle Fassung verloren. In diesem schauerlichen Augenblicke konnte ich keinen andern Gedanken mehr fassen, als den: „ach, das muß ein schreckliches Geheimniß sein!“

Die listige Verführerin hatte meine Verwirrung bemerkt, und nahm in ihrer Rede einen sanfteren Ton an. „Mein guter Franz!“ sagte sie, „du hast von mir Nichts zu fürchten; denn ich bin gesonnen, dich glücklich zu

machen, wenn du nach meinem Willen handelst. Ich weiß, daß du die hübsche Lina liebst und sie gerne heirathen möchtest, wenn es euch beiden nicht an Vermögen fehlte. Aber von nun an soll es euch daran nicht mehr fehlen, die Armuth soll nicht mehr ein Hinderniß eurer Verehelichung sein. Denn sieh', lieber Franz! diese Geldrollen hier, eine Summe von 1000 Thalern, sind dein Eigenthum, und die schöne Lina wird dein Weib, wenn dir die That gelingt, welche du in meinem Auftrage ausüben mußt. Fasse Muth, mein Franz! der Preis ist groß und die That nicht so schwer, als du zu befürchten scheinst."

Jetzt war ich überwunden und im Fallstricke des Teufels gefangen. Die gottlose Verführerin merkte es und freute sich darüber, wie ein höllischer Geist. Und jetzt, o, gnädige Herrschaft! erhielt ich den schrecklichen Auftrag, ihr unschuldiges Kind zu rauben und zu morden."

„O, welche Verruchtheit!" rief Herr v. Bernstein, „o, die gottlose Theolinde!" rief seine Gattin aus.

„Ach, es ergreift Sie schon Schauder vor dem bloßen Worte: „Raub und Mord", fuhr der Bettler fort, „und ich grausamer Mensch konnte mich zu einem so entsetzlichen Verbrechen entschließen! Ich habe zwar im ersten Schrecken gezaudert, aber ich besaß den Muth nicht, einer so schweren Versuchung zu widerstehen. Kaum hatte die gottlose Frau v. Kronfels mein Zaudern bemerkt; so gerieth sie in Wuth, ergriff die geladene Pistole und rief mir herrschend zu: „Franz! sage „ja", oder diese Kugel durchbohrt deine Brust."

Todesschrecken durchschauerte meine Glieder und der kalte Schweiß stand auf meiner Stirne. Aber noch ein Blick auf die Pistole, dann einer auf die Geldrollen und endlich der Gedanke an Lina gab den Ausschlag: mein schwaches Herz war besiegt, und ich willigte in diese That der Hölle ein.

Hierauf legte die gottlose Frau v. Kronfels die Pistole wieder auf den Tisch und sprach halblaut vor sich hin: „O, wie süß ist doch die Rache!“ Alsdann drückte sie mir ein Goldstück in die Hand und entließ mich triumphirend über ihr gelungenes Höllenwerk. Unter der Thüre rief sie mir noch leise nach: „Franz! sei muthig und klug; denn erst nach gelungener That sind Geld und Lina dein. Solltest du aber, was ich nicht erwarte, an mir treulos handeln, dann fürchte meine Rache.“ Was ich ihr darauf erwiedert, weiß ich nicht mehr; denn meine Sinne waren ganz verwirrt.

Wie mir diese fluchwürdige That gelungen, dafür, o, gnädige Herrschaft! zeugen diesen Augenblick noch Ihre Seufzer und Thränen. Ja, ich gottloser Mensch habe Ihr Leben mit grenzenlosem Jammer, Kummer und Gram verbittert, und doch hatten Sie mir zuvor nie was Leides gethan. So können unbeherrschte Leidenschaften das Herz des Menschen verwildern und ihn in Abgründe von Lastern stürzen. Und so bin auch ich gar bald zu einem Verbrecher reif geworden. Doch Gott, der Allmächtige, war zwischen mich und Ihr unschuldiges Kind getreten, und hatte zwar den Raub zugelassen, aber den Mord gehindert. Ja, Gottes Engel nahm in höchster Noth Ihr Kind in Schutz und entriß es den Händen seines Mörders.

„Gottlob! gottlob!“ riefen Theolinde und Julie, wie aus einem Munde, aus. „Nicht wahr, liebe Mutter! unsere Bitte für den unglücklichen Julius wurde erhört und unser Vertrauen ward nicht getäuscht?“

„Also lebt unser liebes Kind noch, und in wessen Hände ist es gekommen?“ fragten die Eltern des Julius.

„Ach, gnädige Herrschaft!“ erwiederte der Bettler schluchzend, „es zerreißt mir fast das Herz, daß ich Ihnen eine Antwort geben muß, die Ihr Inneres aufs Neue ver-

wunden wird. Ihr Kind kam aus den Händen des Räubers in die einer Zigeunerbande."

„Einer Zigeunerbande!" riefen mehrere Stimmen auf Einmal mit Entsetzen aus.

„Ach, großer Gott! unser Kind unter Zigeunern!" sprach die Mutter im Tone des tiefsten Schmerzes, und ein Strom von Thränen entrann ihren Augen.

Auch der Bettler weinte unter heftigen Herzstößen, was ein unverkennbares Zeichen seiner Reue war.

Nach einer ziemlich langen Unterbrechung fuhr der Bettler in seiner Geschichte da wieder fort, wo er unterbrochen worden, und erzählte die schauerliche Begebenheit, die sich an dem tiefen Abgrunde im Tyrolergebirge zugetragen, und die uns früher schon bekannt worden ist. Und was dann von dieser Zeit an aus dem Kinde geworden ist, wußte der Bettler nicht zu sagen. Auf die Frage, ob er bisher Nichts mehr von der Zigeunerbande, die ihr Kind mitgenommen, erfahren habe? antwortete er: „Ach, leider nein! Ich habe zwar in der Absicht, um das gute Kind aufzusuchen, und es, wenn es aufgefunden, heimzuführen in die Arme seiner lieben Eltern und Geschwistern, binnen 2 Jahren viele Länder, von Thüre zu Thüre bettelnd, durchgewandert; aber leider nirgends eine Spur weder von dem Kinde, noch von der Zigeunerbande, entdeckt. Und der heutige Tag ist der letzte dieser Wanderschaft. Eines so qualvollen Lebens müde, habe ich endlich den Entschluß gefaßt, mich selbst dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit auf Gnade und Ungnade zu überliefern. Denn ich habe schon längst den Tod verdient, und wenn ich um die Gnade meines Lebens flehe, so geschieht es nur, um hienieden zur Abbüßung meiner Vergehen längere Frist zu haben. Ich habe zwar dafür schon neun volle Jahre gebüßt, unsäglich viel gelitten und unzählbare Reuethränen geweint. Aber was ist eine neunjährige Buße gegen eine so ungeheuere

Schuld, die mein Gewissen niederdrückt!? — O, ich möchte noch recht lange und bis zum letzten Augenblicke meines Lebens unter strenger Buße und Abtödtung meine Sünden beweinen, um dereinst vor dem furchtbaren Richterstuhle Gottes Gnade und Erbarmen zu finden! — Vielleicht wünschen Sie, gnädige Herrschaft! zu erfahren, wie ich sobald nach der schrecklichen That zur Erkenntniß meiner Schuld gekommen und zur Buße erweckt worden bin. Auch dürfte es Ihnen sonderbar vorkommen, warum ich während diesen neun Jahren erst in der letztern Zeit und nicht gleich anfangs auf die Nachforschung Ihres Kindes ausging, und warum ich ferner mein Schuldbekenntniß so weit hinausgeschoben habe. Wenn Sie die Geduld haben, mich noch weiter anzuhören, so wird Ihnen Alles klar werden."

Die edle Familie v. Bernstein, durch die Reue und Buße des Räubers ihres Kindes tiefgerührt, hieß den Bettler abermals von den Knieen aufzustehen, um sitzend oder stehend seine Erzählung zu vollenden. Allein er weigerte sich auch jetzt, wie zuvor, indem er erwiederte: „O, lassen Sie, gnädige Herrschaft! den Missethäter nur auf den Knieen; denn dies ist unter seinen bisherigen Bußwerken noch das geringste." Und hierauf setzte er auf den Knieen seine Erzählung bis zu Ende fort.

„Nach der Flucht aus Tyrols Gebirgen reiste ich fast Tag und Nacht hindurch, um desto schneller auf dem Schlosse Starrheim zu sein, und aus der Hand der Frau v. Kronfels den versprochenen Lohn für meine Schandthat in Empfang zu nehmen. Und um den Lohn sicher zu erhalten, nahm ich zur Lüge meine Zuflucht. Ich hatte auf der weiten Heimreise Zeit genug, eine umständliche Mordgeschichte des Kindes zu erdichten. Es war schon spät in der Nacht, als ich hungrig und müde auf dem Schlosse ankam. Schon im Schloßhofe erfuhr ich von einem meiner Kameraden, daß wegen des Kindesraubes eine polizeiliche Untersuchung

auf dem Schlosse gewesen sei. Diese unerwartete Nachricht schreckte plötzlich mein böses Gewissen auf, Todesangst durchschauerte mich; denn ich hielt mich für verrathen und sah im Geiste schon den Galgen vor mir aufgerichtet. Am ganzen Leibe zitternd trat ich in das Schloß und begab mich geradezu in das Zimmer der Frau v. Kronfels, weil ich schon unten im Hofe Licht darin erblickt hatte. Sie empfing mich glänzend vor Freude, lobte meinen Muth und meine Klugheit, hieß mich an ihrem Tische neben ihr Platz nehmen, und ließ mir Speisen und Getränke aufstellen. Ich griff zu, und aß und trank mit großem Appetit. Meine erdichtete Geschichte nahm sie für baare Münze an; aber auf die Geldrollen wartete ich vergebens. Ich hatte noch nicht vollends eine Flasche Wein getrunken, als es mir schon vor den Augen schwindelte. „Ich kann doch," dachte ich bei mir, „von so wenig Wein noch nicht betrunken sein," und wollte aufstehen, um mich zu entfernen. Aber in diesem Augenblicke stürzte ich betäubt auf den Boden, und verlor gleich darauf mein Bewußtsein. Ich mußte lange geschlafen haben; denn als ich erwachte, erblickte ich durch eine kleine runde Oeffnung die Tageshelle. Aber ach! wo befand ich mich? Ich lag in einem unterirdischen dunkeln Kerker auf dem Stroh. Das war der Lohn für meine Schandthat. Ich vermag meinen damaligen Gemüthszustand nicht zu schildern; denn er glich für lange Zeit dem eines Wahnsinnigen. Und nachdem ich ausgetobt hatte und etwas ruhiger geworden war, lebte ich stumpfsinnig, wie ein blödsinniger Mensch, dahin. Mein Gewissen schlummerte, mein Herz war unempfindlich und meine Augen waren vertrocknet. In diesem unseligen Zustande brachte ich ungefähr vier Jahre im Kerker zu, bis endlich Gott, der Allbarmherzige, sich meiner erbarmte, und meinem Herzen wieder die Gabe der Empfindung, meinem Gewissen die Erkenntniß der Schuld und meinen Augen

die Thränen schenkte. Jetzt konnte ich weinen, und ich weinte fast Tag und Nacht. Diese wohlthätigen Thränen erweichten und erleichterten mein Herz. Ich empfand Reue, eine schmerzvolle Reue über meine vielen und schweren Sünden, und auch jetzt empfing ich die Gabe des Gebets. Und mit Beten und Weinen brachte ich jetzt den größten Theil meiner Zeit im Kerker zu. Ach, daß ich doch zuerst ein Verbrecher werden mußte, bis ich wieder an Gott denken und beten lernte! Ja, erst im Kerker habe ich die Erfahrung gemacht, was für eine unaussprechliche Wohlthat die Gabe des Gebets für den Menschen sei. Hätte mir nicht Gott aus seiner unendlichen Gnade diese himmlische Gabe geschenkt, ich wäre im Kerker ganz sicher verzweifelt. Aber je mehr ich betete und meine Vergehen beweinte, desto mehr wuchs mein Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, und auch desto wirksamer wurde in meinem Innern der Bußgeist. In diesem bessern Zustande meiner Seele machte ich vor Gott, der auch im Kerker dem reumüthigen Missethäter mit der Fülle seiner Erbarmungen gegenwärtig ist, das Gelübde, daß ich, wenn ich einmal wieder aus dem Kerker erlöset werde, nach St. Loretto wallfahrten und dort dem Priester des Herrn über alle meine Sünden, die ich von Kindheit an bis jetzt begangen habe, eine reumüthige Beichte ablegen wolle. Ja, wohl hundert Mal des Tages gelobte ich Gott aufrichtige Bekehrung, und hundert Mal bat ich ihn um Erlösung aus dem schauerlichen Kerker. Ich sah zwar jetzt ein, daß das Leben im Kerker für mich bis jetzt eine Gnadenzeit zur Rettung meiner Seele war; denn wäre ich nicht in den Kerker gekommen, dann wäre ich ganz sicher verloren gegangen. Aber dennoch wünschte ich Nichts sehnlicher, als Erlösung aus dem Kerker.

Gott hat meine Bitte endlich erhört, und ich erhielt zu meiner Freude die Freiheit wieder.

Wie ich erst nachher erfuhr, war die Frau von Starr-

heim eines plötzlichen Todes gestorben, und gleich darauf die gottlose Frau v. Kronfels aus dem Schlosse und der Gegend geflohen, wohin? habe ich bis jetzt noch nie erfahren. Ein naher Verwandter der Frau v. Starrheim, ein biederer Mann, ward Erbe und Besitzer des Schlosses. Und dieser edle Mann erlösete mich aus dem Kerker und schenkte mir die Freiheit. Meine Freude darüber war groß, aber sie wäre noch größer gewesen, hätte nicht mein schuldvolles Gewissen sie sehr getrübt und geschwächt.

Ich hätte schon denselben Tag, an dem ich meine Freiheit erhalten, meine Wallfahrt nach Loretto begonnen, hätte ich nicht während meiner Gefangenschaft all' meine Kleider sammt dem ersparten Gelde verloren. Und die Kleider, die ich noch am Leibe trug, waren nur noch Lumpen und Fetzen. Ich mußte mir nun vorerst Kleider an den Leib erbetteln, und dann erst nach Loretto reisen.

Als armer Bettler und als reuevoller Missethäter kam ich zu Loretto, an diesem wundervollen Gnadenorte, glücklich an. Neben frommen Pilgern, die täglich zahlreich kamen und wiedergingen, lag ich in der Kapelle der heiligsten Familie täglich Stunden lang betend und weinend auf den Knieen und auch zuweilen auf dem Angesichte. Ich bat die Mutter Gottes, die Zuflucht der Sünder, mit Inbrunst des Herzens, daß sie mir bei ihrem lieben Sohne die Gnade der Versöhnung erflehen möge. O, die gnadenvolle Mutter hat meine Bitte erhört, denn ich konnte einem frommen Priester eine vollständige Beichte über mein ganzes verflossenes Sündenleben ablegen. Ich wurde absolvirt, aber nur unter der Bedingung, daß ich bei meiner Ankunft im Vaterlande den Eltern des geraubten Kindes ein aufrichtiges Bekenntniß meines Verbrechens ablege, damit diese vom Schicksale ihres Kindes in Kenntniß und dadurch auch in den Stand gesetzt würden, demselben, in der Hoffnung, es wieder aufzufinden, nachforschen zu können, und daß

ich selbst auch mein Mögliches dazu beitragen müsse, daß das Kind wo möglich wieder aufgefunden werde. Ich versprach, Alles zu thun, und verließ noch mit andern begnadigten Pilgern getröstet und gestärkt den heiligen Ort. Bevor ich aber die Grenzen von Italien erreichte, ward ich von einer heftigen Krankheit ergriffen, und wurde aus Barmherzigkeit in ein Armenspital aufgenommen, wo ich zwei Jahre lang zwischen Leben und Tod schwebend krank darniederlag. Barmherzige Schwestern haben mich so liebreich gepflegt, daß ich ihnen mein Lebenlang nicht genug dafür danken kann. Gott wolle es ihnen ewig vergelten! Denn ihrer sorgsamen Pflege verdanke ich es, daß ich wieder genesen bin. Meinen Wohlthätern dankend und Gott lobend verließ ich den Spital und reiste wieder als Bettler in meine Heimath zurück, so wie ich dieselbe auch als Bettler verlassen hatte.

In meiner Heimath angekommen, wollte ich mich unverweilt auf Ihr Schloß begeben, um mein Bußwerk zu verrichten und mein Versprechen zu lösen. Aber da ergriff mich plötzlich eine solche Todesangst, daß ich allen Muth verlor, mein Vorhaben auszuführen. Ich entschloß mich indessen, überall herumzuwandern, um die Zigeunerbande, bei welcher Ihr Kind war, aufzusuchen. Allein all' meine Mühe war vergebens. Dies schmerzte mich sehr. Aber nun hatte ich keine Ruhe mehr, bis ich, o gnädiger Herr! zu Ihren Füßen lag, um mein Bekenntniß abzulegen. Es ist nun jetzt, gottlob! geschehen, und ein schwerer Stein von meinem Herzen gewälzt. Nur zwei Stücke fehlen mir noch, um bußfertig und ruhig sterben zu können: nämlich Ihre Verzeihung, gnädige Herrschaft! und dann die Erfüllung meines heißesten Wunsches, das geraubte Kind einmal wieder im Schooße seiner Familie zu wissen.“ Hiermit schloß der Bettler seine Erzählung.

Mit innigster Rührung bot Herr v. Bernstein dem

knieenden Bettler die Hand, hob ihn vom Boden auf, und sprach mit einer Thräne im Auge: „Armer Mensch! du hast mir zwar viel geraubt, aber dafür auch viel gebüßt. Gott hat dir schon verziehen, und sieh', auch ich verzeihe dir von Herzen."

Auch die gnädige Frau und ihre beiden Töchter reichten, tief gerührt, dem büßenden Bettler die Hand zur Versöhnung. Ein Strom von Thränen war der sprechendste Zeuge von des Bettlers Rührung, Dank und Freude.

Neuntes Kapitel.

Das Wiedersehen.

Die Erzählung des seltsamen Bettlers hatte die Familie v. Bernstein einerseits mit Freude und andererseits mit Trauer erfüllt. Mit Freude, weil sie dadurch der peinlichen Ungewißheit, ob ihr Kind noch lebe, oder nicht, mit einem Male entrissen worden sind. Mit Trauer, weil sie nun ihr Kind in den Händen solcher Menschen wußten, von denen für dasselbe nur das Schlimmste zu befürchten war. Ja, der qualvolle Gedanke, daß der arme Julius, noch so jung und zart, so gut und unverdorben, in der Gewalt einer Zigeunerbande sei, deren schlechte Grundsätze und ärgerlicher Lebenswandel sein schuldloses Herz unvermeidlich vergiften und verderben mußten, beunruhigte sie Tag und Nacht und mehrte ihr Leid und Schmerz. O, hätten sie es doch ahnen können, daß ihr Kind nur kurze Zeit in der Gewalt der Zigeunerbande gewesen, nun aber schon neun Jahre das wohlerzogene und glückliche Pflegekind einer frommen und tugendhaften Wittwe sei; wie viel Beruhigung und Trost hätte nicht ihr Herz aus dieser guten Ahnung schöpfen können! Und hätten sie erst ahnen können, daß Karls Freund im Collegium ihr lieber Julius sei; wie unsäglich groß

wäre nicht jetzt schon ihre Freude gewesen! Aber die göttliche Vorsehung schien ihnen diese frohe Ahnung vorenthalten zu haben, damit ihnen, wenn sie den Leidenskelch bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken, der vollangefüllte Kelch der Freuden um so süßer schmecken sollte. Denn gerade jetzt, wo ihnen die Hoffnung auf das Wiedersehen ihres geraubten Kindes in das Gebiet der Unmöglichkeit gerückt zu sein schien, lag sie ihnen am nächsten. Aber die Guten ahneten es nicht.

Gleich den andern Tag nach dem seltsamen Auftritte des Bettlers schrieb Herr v. Bernstein zwei Briefe gleichen Inhalts, den einen an seinen Freund v. Kronfels, und den andern an Karl, seinen Pflegesohn. Er hatte, als er beide Briefe entsendete, nicht die mindeste Ahnung davon, daß einer derselben in der Hand der allweisen Vorsehung Gottes die nächste Veranlassung werden müsse zu einer Begebenheit, welche gar bald sowohl ihn, als seine Familie mit einer unaussprechlichen Freude überraschen werde. Ohne hier zu schildern, in welche Betrübniß der eine Brief den edlen Herrn v. Kronfels versetzt, will ich vielmehr unsere ganze Aufmerksamkeit auf den andern Brief hinlenken, der glücklich in Karls Hände gekommen ist. Dieser öffnete den Brief, dessen Siegel er kannte, mit einer großen Freude; denn es war der erste, den er seit seinem Aufenthalte im Collegium aus der lieben Heimath empfing. Aber wie sehr stimmte der betrübende Inhalt, der kein anderer war, als die Erzählung des Bettlers, seine Freude wieder herab! Während Karl ernstlich darüber nachdachte, fiel ihm Julius Versprechen ein, das er ihm erst vor wenigen Tagen gegeben. Julius hatte ihm nämlich versprochen, ihm ein wichtiges Geheimniß aus seiner Kindheit zu offenbaren. Jetzt tauchten allerlei Vermuthungen in seiner Seele auf, und er dachte bei sich: „wäre es nicht möglich, daß meines Freundes Geheimniß mit der Erzählung des Bettlers in

der nächsten Verwandtschaft stände und mein Freund der geraubte Julius wäre? Ja, in dieser Vermuthung bestärkt mich ein Wort, das er vor wenigen Tagen in einem Gespräche über seine Heimath fallen ließ, aber es gleich bereuete und wieder verbesserte. Ja, als er von seiner Mutter sprach, nannte er sie nur Pflegemutter, und da ich ihn neugierig darüber befragte, wich er mir aus und gab mir aber das Versprechen, mir zu einer andern, gelegeneren Zeit ein Geheimniß aus seiner Kindheit zu offenbaren. Aber könnte es dazu wohl eine gelegenere Zeit geben, als eben der Augenblick, wo ich den merkwürdigen Brief aus Bernstein in der Hand habe?"

So dachte Karl bei sich und war schnell entschlossen, sogleich seinen Freund aufzusuchen, ihm den Inhalt des Briefes mitzutheilen und ihn an sein Versprechen zu erinnern. Aber in dem Augenblicke, wo er das Zimmer verlassen wollte, trat Julius herein und sprach: „Karl, komm' mit mir hinaus in die Gartenlaube, und wenn wir dort allein sind, will ich dir, wie ich dir jüngst versprochen, das Geheimniß offenbaren. Denn ein unnennbares Gefühl drängt mein Herz dazu, ich kann es dir nicht mehr länger vorenthalten. Ich weiß ja, daß es in deiner Brust so gut aufbewahrt ist, als in der meinigen."

Mit innerlicher Freude folgte Karl seinem Freunde in die Gartenlaube, und dort angekommen, sprach er zu ihm: „Lieber Julius! erlaube mir, daß ich dir vorerst diesen Brief vorlese, den ich soeben von Hause empfangen habe; vielleicht dürfte er auch dich interessiren." Er begann, und schon der Anfang des Briefs fesselte des Julius Aufmerksamkeit, die sich, je weiter jener las, immer mehr steigerte. Als aber der Vorleser an die Stelle kam, welche das schauerliche Ereigniß an dem tiefen Abgrunde in Tyrol und die Erzählung von der Zigeunerbande enthielt; da konnte sich Julius nicht mehr länger halten, sondern rief mit Bestür-

zung aus: „großer Gott! diese Geschichte ist ja mein Geheimniß, das ich dir offenbaren wollte. Dieser Julius, der als ein Kind von drei Jahren geraubt worden, der in den schauerlichen Abgrund gestürzt werden sollte, der aber durch die Dazwischenkunft einer Zigeunerbande gerettet wurde, ja, eben dieser Julius bin ich."

Mit Entzücken schloß Karl seinen Freund in die Arme, drückte ihn mit Heftigkeit an seine Brust und rief aus: „also du, mein lieber Freund, bist der Sohn meiner Wohlthäter, du das geraubte Kind des edlen Herrn v. Bernstein, du der so inniggeliebte Bruder der Theolinde und Julie; ja, du der so lang und so viel beweinte Julius! O, daß ich jetzt Flügel hätte und mit dir, wie ein Geier mit einem Lamme, auf das Schloß Bernstein fliegen könnte! Ich würde mit Jubel dort ausrufen: „hier, o, beste Eltern, Ihr Sohn, der so viele Thränen gekostet; hier, gute Schwestern, Ihr Bruder, um den Sie so viel geweint!" — Ach, welche Freude, welcher Jubel, welche Wonne wäre dies für sie und mich!"

So sprach Karl und weinte Freudenthränen an der Brust seines Freundes. Er konnte das Glück kaum fassen, das ihn als den Ersten erkoren, der den verlornen Julius wieder auffinden durfte. „Aber so hat es der allweise Gott gefügt," dachte er bei sich, „daß die Eltern ihr geraubtes Kind wieder aus der Hand Dessen zurückerhalten, den sie als eine arme, verlassene Waise aus Barmherzigkeit an Kindes Statt angenommen und mit Wohlthaten überhäuft haben. Das ist der süße Lohn für ihre Mildthätigkeit." —

Der gute Julius, den sein Freund im Ausbruche der Freude fast erdrückte, hatte fast alle Fassung verloren; denn diese Ueberraschung war zu viel für sein gefühlvolles Herz. Er konnte das Glück, seine lieben Eltern und Schwestern, von denen er oft wachend und schlafend träumte, gerade zu einer Zeit und an einem Orte entdeckt zu haben, wo er es

am wenigsten vermuthet hatte, kaum fassen. Er wußte seine Freude darüber, wie auch seinen Dank gegen Gott augenblicklich nicht mit Worten auszudrücken; aber Thränen waren sprechende Zeugen von den Gefühlen seines entzückten und dankbaren Herzens. Doch endlich rief er aus: „so mußte denn, lieber Karl, unter Gottes allmächtiger Leitung, unsere Freundschaft mir den ersten Weg bahnen in mein elterliches Haus! Aus deinen Armen fliege ich in die Arme meiner theuren Eltern und Schwestern! O, daß doch dieser selige Augenblick schon da wäre! Ja, lieber Karl, auch ich wünsche jetzt fliegen zu können. O, Dank, Lob und Preis sei dir, bester Gott und Vater! daß endlich die heiße Sehnsucht meines Herzens gestillt wird und ich die Lieben in der Heimath wiedersehen werde. Ich will ja noch gerne die Ungeduld meines Herzens beherrschen; denn die Freude des Wiedersehens wird dann um so süßer sein."

Nachdem sich beide Freunde von der ersten stürmischen Gemüthsbewegung erholt hatten und wieder ruhiger geworden waren, kamen sie mit einander darin überein, daß sie unverweilt den hochwürdigen Herrn Rektor davon in Kenntniß setzen wollen. Sie thaten es. Und dieser edle Menschenfreund, der sich noch wohl erinnern konnte, daß er vor ungefähr neun Jahren in einem öffentlichen Blatte die Anzeige eines gewaltsamen Kindesraubes gelesen habe, freute sich ungemein darüber, daß der Ausgezeichnetste seiner Schüler eben dieses geraubte Kind adelicher Eltern sei. Denn nach All' dem, was er aus Karls Brief und Julius Erzählung vernommen, konnte er nicht mehr zweifeln, daß Julius wirklich der Sohn des Herrn v. Bernstein sei. Doch war er der Meinung, daß man eine so wichtige Sache nicht übereilen, sondern darin mit reifer Ueberlegung und weiser Vorsicht handeln müsse. „Denn es kommt hier," versetzte er, „auf solche Beweisgründe an, die zur festen Ueberzeugung, daß Julius wirklich das geraubte Kind des Herrn

v. Bernstein sei, gar keinen Zweifel mehr übrig lassen." Darum rieth er den beiden Schülern, ihre Freude zu mäßigen und ihre Ungeduld zu beherrschen, und zur ganzen Sache noch so lange zu schweigen, bis er seinen Freund in Steuermark und des Julius Pflegemutter von Allem in Kenntniß gesetzt, und von dorther die sicherste Auskunft darüber erhalten habe. „Denn Niemand kann uns über die Sache bessere Auskunft geben, als diese," fügte der Rektor seiner Ermahnung bei.

Die zwei jungen Freunde sahen die Nothwendigkeit und Weisheit dieser Vorsicht ein, und befolgten den wohlgemeinten Rath des Rektors; obwohl die Beherrschung ihres ungeduldigen Herzens, das die selige Stunde des Wiedersehens kaum erwarten konnte, sie nicht wenig Mühe kostete. Aber Eines, was ihnen erlaubt war, konnten sie nicht unterlassen: sie sprachen von diesem Tage an in den freien Stunden unter sich von nichts lieber, als von der lieben Heimath und den theuern Eltern und Schwestern, und Julius hatte über gar Vieles zu fragen, worauf Karl sehr gerne Antwort gab. Die Dauer der Zeit, bis aus Steuermark eine Antwort auf den Brief des Rektors kam, erschien ihnen wie eine halbe Ewigkeit. Sie zählten nicht nur die Tage, sondern sogar die Stunden; aber desto ungestümer wurde ihre Sehnsucht.

Endlich wurde Julius eines Abends auf das Zimmer des Herrn Rektors gerufen, und dieser ging eilends dahin, in der freudigen Erwartung, es sei endlich der ersehnte Brief aus Steuermark angekommen. Aber wie groß und erfreulich war für ihn die Ueberraschung! Beim Eintritt ins Zimmer des Rektors erblickte er vor sich den Herrn Pfarrer und seine gute Pflegemutter, und ganz entzückt flog er in ihre offenen Arme. Und in den Armen der guten Pflegemutter rief er aus: „O, wie süß ist doch das Wiedersehen! aber wie süß wird erst meine Freude sein in der seligen Stunde, wo ich

in die Arme meiner geliebten Eltern und Schwestern fliegen kann!"

„Diese selige Stunde, lieber Julius, ist nicht mehr ferne," versetzte Anna mit einer Freudenthräne im Auge, „wo ich das so seltene Glück haben werde, dich als den wiedergefundenen Sohn in die Arme deiner geliebten Eltern und Schwestern zu führen. Denn ich bin im Stande, ihnen sonnenklar zu beweisen, daß du das Kind bist, welches ihnen menschliche Bosheit geraubt hat. Darum reisen wir selbst, der Herr Pfarrer und ich, mit dir nach Bernstein, um sowohl Zeugen der Wahrheit, als auch Zeugen eines so seltenen Wiedersehens zu sein. Und zwar schon morgen reisen wir ab, um recht bald dahin zu kommen und so schnell wie möglich das Leid der lieben Deinigen in unaussprechliche Freude zu verwandeln."

Julius war hierüber ganz entzückt, und hätte aus lauter Freude beinahe vergessen, sich nach der lieben Schwester Klara zu erkundigen. Aber aus demselben Grunde hatte auch Anna bis jetzt vergessen, die tausend freundlichen Grüße, welche ihr Klara an ihren theuren Julius mitgegeben, auszurichten. Sie sprach daher: „ja, lieber Julius, die gute Klara freut sich ebenfalls überaus sehr über die glückliche Entdeckung, sie läßt dich tausendmal herzlich grüßen und dich freundlich bitten, du sollst doch im Schlosse deiner vornehmen Eltern der ärmlichen Hütte in Steuermark, und an der Seite der Fräulein Schwestern der armen Klara nicht vergessen."

„Die gute Klara," versetzte Julius mit sichtlichem Schmerze, „wird doch nicht im Ernste den armen Zigeunerknaben, den sie aus Barmherzigkeit auf den Armen in die einer so guten Pflegemutter getragen, einer so schändlichen Undankbarkeit für fähig halten? Nein, meiner Wohlthäterinnen in Steuermark werde ich in meinem Leben nie vergessen. Das stille Haus, wo ich als eine arme, verlassene Waise in höchster Noth eine Zufluchtsstätte fand, wird mir

stets die zweite liebe Heimath; die Pflegerin und Erzieherin meiner Kindheit die zweite theure Mutter, und die gute Klara meine liebe Schwester bleiben."

So sprach Julius mit Eifer, und wurde erst dann wieder ganz beruhigt, nachdem ihm Anna erklärt hatte, daß Klaras Auftrag nicht böse gemeint sei und sie im Ernste nie an seiner Liebe und Dankbarkeit gezweifelt, sondern diese Worte nur aus dem tiefen Schmerzgefühle über die Trennung von einem so theuern Bruder gesprochen habe. Es war nun wohl die Abreise beschlossen, aber noch nicht ausgemacht, ob auch Karl mit ihnen reisen und Zeuge eines so seltenen Wiedersehens werden dürfe, oder nicht. Denn der Herr Rektor, der sehr strenge auf die Beobachtung der Regel seines Hauses hielt, trug anfangs Bedenken, ihm die Erlaubniß zu ertheilen. Jedoch in Erwägung der Wichtigkeit eines so seltenen Ereignisses, wobei es der göttlichen Vorsehung gefallen hat, Karl als ihr Hauptwerkzeug zu gebrauchen, willigte er endlich in dessen Bitte, worin ihn auch die Uebrigen kräftig unterstützten, ein, und Karl reiste zu seiner und des Julius innigster Freude mit nach Bernstein, nachdem er zuvor dem Herrn Rektor das Versprechen abgelegt, wenigstens nach drei Wochen wieder im Collegium zu sein. Ob auch Julius mit ihm wieder zurückkehren dürfe, konnte man noch nicht voraus wissen.

Während Julius auf seiner Reise nach Bernstein mit jeder Stunde der geliebten Heimath näher kam, dachten ihn die lieben Seinigen in einer weiten unbekannten Ferne, unter Menschen ohne Religion und Tugend. Denn sie wähnten ihn immer noch bei der Zigeunerbande. Nur dann, wenn die fromme Mutter mit ihren beiden Töchtern in der Schloßkapelle betend vor dem Muttergottesbilde auf den Knieen lag, senkte sich von Oben herab ein Strahl der Hoffnung in ihr wundes Herz, und der gläubige Gedanke, daß ihr Kind ja im Schutze Gottes und dessen jungfräulichen Mutter

stehe, erfüllte ihre Seele jedesmal mit einem süßen Troste. Und der Vater, der seit dem letztern außerordentlichen Ereignisse mit dem Bettler mit Hülfe seines Freundes, des Ministers v. Kronfels, seinem geraubten Kinde aufs Neue wieder eifrig nachforschen ließ, hatte auch wieder frischen Muth gefaßt, und hegte mehr, als vormals, die Hoffnung, sein Kind unter Gottes Leitung doch irgendwo, und wäre es auch in dem entferntesten Lande, wieder aufzufinden, wenn es je noch am Leben ist. In dieser tröstlichen Hoffnung haben nun er und sein Freund den Entschluß gefaßt, mit Franz, dem reumüthigen Räuber des Kindes, unverweilt nach Tyrol zu reisen, um dort, wo vielleicht die Zigeunerbande das Kind in irgend einem Dorfe zurückgelassen haben dürfte, genaue Nachforschungen anzustellen. Der Minister v. Kronfels war in dieser Absicht schon auf dem Schlosse Bernstein eingetroffen, und der folgende Tag war zur Abreise bestimmt.

Am Vorabende ging die ganze Familie mit ihrem Hausfreunde in die Schloßkapelle, um daselbst die heil. Jungfrau und Mutter Gottes Maria mit Inbrunst des Herzens um ihren mächtigen Schutz auf die Reise anzuflehen. Nachdem sie lange und andächtig gebetet hatten, verließen sie mit Vertrauen auf Gott und mit dem Gedanken an ihren lieben Julius die Kapelle. Sie waren kaum aus derselben in den Schloßhof getreten, als eine Postkutsche in demselben anfuhr. Sie naheten sich eilends der Kutsche, aber die drei Personen, welche zuerst ausstiegen, kamen ihnen als Fremdlinge vor. Als aber auch die vierte Person ausstieg, da entstand unter ihnen ein freudiges Erstaunen; denn es war Karl, ihr Pflegesohn.

„Ei, lieber Karl!" rief Herr von Bernstein aus, „wie kommt's, daß du ohne mein Wissen und so unvermuthet heimkehrest, und zu einer Zeit, wo noch keine Ferien sind, das Collegium verlässest? Und sage uns, wen wir in deiner werthen Reisegesellschaft zu verehren haben?

Bevor sich Karl wegen seiner unerwarteten Heimkehr entschuldigte, stellte er der gnädigen Herrschaft seine Reisegesellschaft vor, und sprach mit einiger Verlegenheit also: „dieser hochwürdige Herr Pfarrer ist ein Freund unsers ehrwürdigen Herrn Rektors, dieser junge Herr da ist mein Mitschüler und Freund Julius, und diese Frau aus Steuermark ist seine Mutter. Wir kommen aber aus Auftrag des Herrn Rektors, und zwar in einer Angelegenheit, die für Sie, gnädiger Herr Vater! von der größten Wichtigkeit sein wird.“

Die gnädige Herrschaft, mit Karls Bescheid wohl zufrieden, empfing dessen Reisegesellschaft mit aller Freundlichkeit und ausgezeichneter Höflichkeit, und führte sie in das Innere des Schlosses.

Wie es eber dem guten Julius in diesem Augenblicke zu Muthe war, vermag ich nicht zu schildern. Das Schloß sammt seiner ganzen Umgebung war ihm zwar völlig unbekannt, so aber nicht alle Bewohner desselben. Er erkannte sogleich wieder an den Gesichtszügen, die seiner Einbildungskraft tief eingedrückt waren, Vater, Mutter und Pathe und den alten Diener Jakob, der ihn als Kind oft auf den Armen herumgetragen. Die beiden Schwestern aber, deren Bild nur aus ihrer Jugend noch vor seiner Seele stand, und die jetzt erwachsene Fräulein waren, erkannte er nicht wieder, sondern konnte bloß vermuthen, daß sie es seien. O, wie gerne wäre er den Theuern, nach denen sich sein Herz so lange und so oft vergebens gesehnt, in die Arme geflogen, hätte er nicht laut Verabredung den süßen Freudengenuß auf gelegenere Zeit verschieben, und somit seinem ungeduldigen Herzen Gewalt anthun müssen. Aber so gut ihr Ueberraschungs-Plan angelegt war, so wurde er dennoch durch einen Umstand, der schneller und besser zum Ziele führte, gänzlich vereitelt.

Beim Eintritt in das Schloß trat ein Diener, der erst seit kurzer Zeit im Dienste der Herrschaft stand, auf Julius

zu, um ihm das kleine Gepäck aus der Hand zu nehmen, und es dienstfertig an die geeignete Stelle zu tragen. Als aber Beide einander gegenüberstanden, und einer dem andern unwillkürlich ins Angesicht schaute, blieben sie betroffen stehen. Denn in diesem Augenblicke trat dem Julius das Bild seines Räubers, das er während der neun Jahre gar oft in Träumen lebhaft gesehen, klar vor die Seele; er verglich es mit dem vor ihm stehenden Diener, und er erkannte in ihm plötzlich das Original seines Traumbildes.

„Großer Gott!“ rief jetzt Julius mit Bestürzung aus, „wie kommt dieser Mensch hieher?! Zu Hülfe, zu Hülfe! dieser da ist der Bösewicht, der mich als Kind geraubt und in den schauerlichen Abgrund stürzen wollte.“ Und nach diesen Worten legte er Hand an ihn, um ihn festzuhalten, damit er nicht entrinnen kann. Aber anstatt zu fliehen, rief der Diener noch lauter, als Julius: „O, ein glücklicher Fund! — ein himmlischer Fund! Gnädige Herrschaft! Ihr Kind ist gefunden, dieser junge Herr ist Ihr geliebter Julius!“ —

Alles eilte herbei, Eltern, Schwestern, Pathe, die Reisegefährten und die ganze Dienerschaft. Die Mutter war die Erste, welche Julius, das wiedererkannte Kind, in ihre Arme schloß und mit seligem Entzücken an ihr Herz drückte. Mutter und Kind weinten Thränen unaussprechlicher Wonne. Jetzt erkannten ihn auch die Uebrigen, und aus den Armen der Mutter flog Julius ganz entzückt in die des theuern Vaters, der Schwestern und des Pathen. O, welche seltene Scene des Wiedersehens! Alles weinte Freudenthränen und die Dienerschaft jubelte über das hohe Glück ihrer Herrschaft. Diese rührende Scene ist leichter mit zu empfinden, als zu schildern.

Nun trat die ganze Gesellschaft, in deren Augen die hellen Freudenthränen wie glänzende Thautropfen schimmerten, in den hellerleuchteten Saal, und da begann die rüh-

rende Scene von Neuem. Herr v. Kronfels, voll seliger Freude, schloß sein theures Pathekind abermals in seine Arme, und als er dessen schönes Antlitz am hellen Lichte betrachtete, rief er aus: „Ei, wo hatte ich denn auch meine Augen, als Julius aus der Kutsche stieg? hätte ich recht geschaut, dann hätte ich ihn auf der Stelle wieder erkennen müssen. Denn sieh', lieber Alphons!" sprach er zu Julius Vater, „dein Sohn ist dein treues Ebenbild. So ein Student in jugendlicher Blüthe, wie dein Julius hier, warst auch du damals, als ich dich kennen lernte. Ja, in dem lieben Julius erblicke ich wieder das Bild deiner Jugend."

Auch alle Andern meinten, sie hätten ihren lieben Julius beim ersten Anblicke wieder erkennen sollen, weil er für sie so leicht wieder zu erkennen war. Und der Herr Pfarrer, wie Anna, die Pflegemutter, waren froh, daß sie auf diese Weise ihrer Mühe, durch Beweisgründe die Wiedererkennung des Julius zu bewirken, enthoben worden sind.

Nach den ersten Ergüssen der stürmischen Freude führte Julius an der einen Hand den Herrn Pfarrer aus Steuermark und an der andern Hand die gute Anna zu seinen Eltern hin, um ihnen dieselben mit folgenden Worten eines dankbaren Sohnes vorzustellen: „Dieser hochwürdige Herr ist schon viele Jahre mein geistlicher Vater, ihm verdanke ich meine geistige und religiöse Bildung, und daß ich ein Student, und zwar im Collegium der Gesellschaft Jesu ein Schüler der vierten Klasse bin, ist nur sein edles Werk. Und diese bescheidene Frau aus Steuermark ist schon neun Jahre lang meine liebevolle Pflegemutter, ihr verdanke ich nächst Gott die Rettung und bisherige Erhaltung meines Lebens, und, was noch einen höhern Werth hat, eine wahrhaft fromme und ächt christliche Erziehung. Ja, liebste Eltern, ich bin wahrlich nicht im Stande, all' die Wohlthaten im Einzelnen aufzuzählen, die mir diese edlen Menschen aus lauter Barmherzigkeit schon erwiesen haben. O,

weder Sie, theure Eltern, noch ich werden je im Stande sein, ihnen das, was sie an mir gethan, nur im Mindesten zu vergelten. Aber an unsere Vergeltung haben diese Edlen, da sie bis jetzt von meiner Herkunft weiter Nichts wußten, als daß ich ein von der Zigeunerbande zurückgelassenes armseliges Kind sei, gar nie gedacht. Aber die ewige Vergeltung, welche ihre Liebeswerke verdienen, wird ihnen der gerechte Gott im Himmel verleihen, und bis zu meinem letzten Lebenshauche werde ich ihrer mit kindlicher Liebe und Dankbarkeit gedenken."

Bei dieser Rede ihres dankbaren Sohnes vergossen dessen Eltern, Schwestern und Pathe Thränen der tiefsten Rührung, und auch alle Umstehenden waren zu Thränen gerührt. Mit Gefühlen der innigsten Dankbarkeit schlossen des Julius Vater und Pathe den ehrwürdigen Pfarrer in ihre Arme, nannten ihn Freund und Wohlthäter und sprachen ihm ihren Dank so herzlich aus, als sie es in diesem Augenblicke der tiefsten Rührung nur vermochten. Und der guten Anna, in deren Augen die hellen Thränen standen, drückten sie dankbar die Hand, lobten ihren Edelsinn und nannten sie die zweite Mutter ihres Julius. Die gnädige Frau aber und ihre beiden Töchter umarmten und küßten Anna, und sprachen sowohl ihr, als auch dem Herrn Pfarrer ihren herzlichsten Dank aus.

„O, gute, edle Frau!" sprach hierauf Theolinde zur Anna, mit Dankesthränen im Auge, „Ihr seid also jene liebevolle Mutter, die wir unserm verlornen Julius in unsern täglichen Gebeten von der lieben Mutter Gottes erflehten, und die ihm Gott auf die Fürbitte seiner jungfräulichen Mutter in der Stunde der größten Noth und Verlassenheit bescheert hat. Der allgütige Gott wolle Euer edles Herz nach Verdienst belohnen; denn wir vermöchten es nicht, wenn wir auch im Stande wären, Euch die ganze Welt dafür zu schenken. Ja, das, was Ihr aus Liebe und

Erbarmung unserm lieben Julius gethan, verdient den bessern Lohn im Himmel. Wir Alle aber wollen uns nach Kräften bestreben, Euch, edle Pflegemutter unsers Julius, die noch übrigen Tage des Lebens zu versüßen und so angenehm als möglich zu machen."

Diese letztern Worte wiederholten Theolindens Eltern, Schwester und Bruder, und auch des Julius Pathe betheuerte, daß auch er zur Verschönerung ihres Lebens das Seine beitragen werde.

„Und was wir der lieben Pflegemutter thun, das soll auch Klara, meine zweite Schwester, mit ihr genießen," fügte Julius bei. Da aber die lieben Seinigen von dieser Klara noch Nichts wußten; so erzählte er Alles von ihr, was nur zu ihrem größten, aber wohlverdienten Lobe gereichen konnte.

Obgleich schon die Sonne untergegangen war und es zu nachten begann, als die Postkutsche in den Schloßhof fuhr; so war doch, bevor eine Stunde verflossen, die frohe Kunde, daß Julius gefunden und auf dem Schlosse sei, im Dorfe Bernstein verbreitet. Die dankbaren Unterthanen freuten sich ungemein über das hohe Glück, das ihrer guten Herrschaft wiederfahren, und daß so lange Trauer endlich in unaussprechliche Freude verwandelt worden ist. Der ehrwürdige Pfarrer von Bernstein und Lehrer Frank, Karls lobenswerther Erzieher, waren hocherfreut sogleich herbeigeeilt, um den wiedergefundenen Julius zu sehen und der beglückten Familie v. Bernstein von Herzen zu gratuliren. Sie traten gerade in dem Augenblicke in den Saal, als Anna begann, den letzten Theil der Geschichte des Julius, der den meisten Zuhörern noch unbekannt war, uns aber schon längst bekannt worden ist, zu erzählen. Sie begann nämlich mit dem Abende, an dem der kleine Julius mit der Zigeunerbande in ihr Haus gekommen war. Und sie schloß ihre Erzählung mit frommer Bewunderung und Lob-

preisung der allweisen und allgütigen Vorsehung Gottes, worein auch alle Uebrigen laut mit einstimmten.

Jetzt erst, weil er die Erzählerin nicht hatte stören wollen, bewillkommte der Pfarrer mit freudiger Rührung seinen geistlichen Freund aus Steuermark. „Nicht wahr, lieber Freund!" versetzte der Letztere, „wir haben damals, als wir uns im Collegium sahen, es nicht geahnet, daß wir uns sobald in Bernstein wieder sehen würden, um da ein so seltenes Fest des Wiedersehens mit zu feiern?" „Doch aber," erwiederte Jener, „hatte die göttliche Vorsehung damals schon zu diesem schönen Feste Alles vorbereitet. Wir können ihre geheimnißvollen Wege, die sie in der allweisen Leitung der menschlichen Schicksale geht, nicht genug bewundern. Wir wollen daher zur Lobpreisung Gottes das heutige Fest morgen im Gotteshause durch ein noch schöneres verherrlichen. Ich will nämlich morgen in der Frühe, wenn es der gnädigen Herrschaft so gefällt, dem allgütigen Gott auf dem Altare ein Dank- und Lobopfer darbringen und am Schlusse ein „Te Deum" anstimmen."

So sprach der fromme Pfarrer von Bernstein, und alle Uebrigen nahmen sein Anerbieten mit Jubel und Freude an. Schon Morgens früh' verkündete ein harmonisches Glockengeläute die gottesdienstliche Feier des heutigen Tages, und Alles, Jung und Alt, strömte herbei, um der außerordentlichen Dankesfeier der beglückten Standesherrschaft mit frommer Andacht beizuwohnen. Und der würdige Pfarrer hielt dabei eine kurze, aber sehr passende Rede über die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung.

Zehntes Kapitel.

Der Schluss.

Noch an dem glücklichen Abende des Wiedersehens, noch kurz vor dem Schlafengehen, wurde Julius mit Franz, dem jetzigen Diener seines Vaters, dessen Bekehrungsgeschichte ihm zuvor ausführlich erzählt worden war, vollkommen ausgesöhnt. Denn in dem Augenblicke, wo die Gesellschaft im Begriffe war, auseinander zu gehen, um sich zur Ruhe zu begeben, kam Franz in den Saal und

stürzte zu Julius Füßen mit dem Ausrufe: „O, lieber junger Herr! Verzeihung, Verzeihung Ihrem Räuber! Die Schandthat, welche ich seither schon tausendmal bereut und verabscheut habe, bereue und verabscheue ich nochmals zu Ihren Füßen. Der barmherzige Gott und Ihre edlen, vortrefflichen Eltern und Schwestern haben mir schon Alles verziehen, und somit fehlt mir zu meiner vollkommenen Beruhigung nur noch Ihre Verzeihung."

„Steht auf, lieber Franz!" sprach Julius freundlich, „da ich meinem Räuber schon längst verziehen habe, warum sollte ich nur einen Augenblick zögern, auch dem Diener meines Vaters von Herzen zu verzeihen? Daß Ihr meiner Verzeihung vollkommen würdig seid, dafür bürgt mir nicht nur die Geschichte Eurer aufrichtigen Bekehrung, sondern insbesondere auch der Umstand, daß Euch mein Vater unter seine Dienerschaft aufgenommen hat. Nein, guter Franz, an mir soll's nicht fehlen, um Euch vollkommene Beruhigung zu verschaffen, mein Herz hat Euch Alles verziehen und vergessen."

Franz erhob sich weinend von den Knieen, küßte dem edlen Julius dankbar die Hand, und betheuerte nochmals dem Sohne, wie treu und eifrig er dessen Vater dienen und ein frommes, tugendhaftes Leben führen wolle. Er hatte auch bis an das Ende seines Lebens sein Versprechen treu gehalten; denn, wie nach vielen Jahren Herr v. Bernstein selbst bezeugte, war er unter allen seinen Dienern der treueste, eifrigste und beste gewesen.

Während des Aufenthalts der lieben Gäste aus Steuermark auf dem Schlosse Bernstein wurden ihnen zu Ehren und dem Julius zur Freude, täglich Feste gegeben. Das erste Fest, das im geräumigen Schloßhofe gegeben wurde und dem der Minister v. Kronfels vor seiner Rückkehr in die Residenz noch beiwohnte, war ein sehr fröhliches Volksfest. Die ganze Dorfgemeinde nahm daran zu ihrer Lust und Freude Antheil. Die Schuljugend erfreute sich und Andere durch allerlei sinnige Spiele, und Alle wurden reichlich gespeist und beschenkt; Niemand ging leer aus, am wenigsten die Armen.

Endlich aber war doch die Zeit gekommen, wo der Herr Pfarrer und Anna wieder nach Steuermark, und Karl

in das Collegium zurückkehren mußten. Der gegenwärtige Abschied von seinen theuern Wohlthätern fiel Karl weit schwerer, als der frühere; denn der Gedanke, daß er seinen Freund Julius in der Heimath zurücklassen müsse, schmerzte ihn sehr, aber, um nicht undankbar zu scheinen, trug er den Schmerz mit Stillschweigen. Jedoch wie groß war für ihn die freudige Ueberraschung, da ihm Julius des Vaters Entschluß mittheilte, daß er mit ihm ins Collegium zurückkehren und dort sein Studium fortsetzen dürfe! Die Stunde des Abschieds kostete beider Seits Thränen; denn der süße Genuß, den die guten Eltern und Schwestern im Besitze ihres wiedergefundenen Julius fanden, hat auch gar so kurze Zeit gedauert. Aber auch bei Julius war derselbe Grund vorhanden, der ihm den Abschied thränenvoll machte. Doch aber blieb beider Seits die süße Hoffnung, daß sie einander bald wieder sehen werden. Denn vor der Rückkehr des Ministers v. Kronfels war es schon ausgemacht worden, daß er und die ganze Familie v. Bernstein in den nächsten Herbstferien eine Reise nach Steuermark machen, vorerst aber die beiden Söhne aus dem Collegium mitnehmen würden, um den edlen Wohlthätern ihres Julius einen Besuch abzustatten. Als Herr v. Bernstein dieses Vorhaben offenbarte, da war unter den Scheidenden eine ungemein große Freude; insbesondere freuten sich der Herr Pfarrer und Anna darüber, daß sie sobald die Ehre und das Glück haben werden, die Familie v. Bernstein, die ihnen in der kurzen Zeit so überaus lieb und werth geworden war, in ihrem einsamen Thale und unter ihrem eigenen Dache zu beherbergen. Und Julius freute sich auf das baldige Wiedersehen der guten Klara.

Jetzt entstand zwischen Anna und der Familie v. Bernstein ein Kampf, der aber bald beendigt war. Es wurde nämlich der Anna von Seiten der dankbaren Familie v. Bernstein das wohlverdiente Anerbieten gemacht, ihre Heimath in Steuermark mit einer zweiten im Schlosse zu Bernstein zu vertauschen. Darüber vergoß die gute Anna, welche durch dies ehrenvolle Anerbieten sehr überrascht worden war, Thränen der Rührung und der Freude. Doch aber glaubte sie, Einwendungen machen zu müssen, indem sie unter Anderm auch das vorgab, daß sie als eine so gemeine Frau zu so

vornehmen Leuten nicht tauge, daß sie das nicht verdiene und einer so großen Ehre nicht würdig sei. Aber all' ihre Bedenken und Einwendungen waren gar bald entkräftet; insbesondere drang Julius so lange und so heftig mit Bitten in sie, daß sie nicht mehr wiederstehen konnte, sondern endlich zusagte. Und da es nun festgesetzt war, daß Anna mit Klara am nächsten Spätjahre ihr Gebirgsland verlassen und in dem freundlichen Bernstein ihre neue Wohnung aufschlagen werde, rief Julius mit Entzücken aus: „erst jetzt fühle ich mich vollkommen glücklich, da ich jene, die mir in der Welt das Theuerste sind, für die baldige Zukunft unter Einem Dache, gleichsam als Eine Familie mit einander vereint weiß. O, welche süßen Freuden werde ich da jedesmal in meiner Heimath genießen, so oft ich später mit Karl in die Ferien komme!"

Beim Abschiede wollte Herr v. Bernstein dem ehrwürdigen Pfarrer, dem edlen Wohlthäter seines Sohnes, ein reiches Geschenk zum Andenken darbieten; aber dieser wies es entschieden von sich, indem er ihn versicherte, daß ihm die Freundschaft einer so hochschätzbaren Familie das kostbarste Geschenk und das beste Angedenken sei. Jedoch den Ersatz der Reisekosten durfte er, um nicht zu beleidigen, nicht zurückweisen. Auch Anna mußte die Geschenke annehmen, so sehr sie sich anfangs sträubte, welche ihr des Julius Schwestern für sie und Klara mitgaben. Die Steuermarker und die beiden Studenten machten die Rückreise miteinander, weil die Straße nach Steuermark am Collegium vorbeiführte. Und die Zurückgebliebenen wünschten Glück und Segen auf die Reise.

Endlich waren die Herbstferien, auf welche jene in Steuermark, wie die in Bernstein, insbesondere aber die beiden Studenten im Collegium, mit Sehnsucht gewartet, angebrochen. Die beiden Studenten freuten sich auf diese Zeit noch aus einem andern Grunde: es war nämlich zu dieser Zeit, kurz vor dem Beginnen der Ferien, in allen Klassen des Collegiums die Hauptprüfung, welche jedesmal mit einer großen Feierlichkeit geschlossen wurde. Sie begann gewöhnlich im Gotteshause und endete im großen Hörsaale.

Schon war der Festsaal mit Studenten und andern Festgästen angefüllt, als die Familie v. Bernstein mit dem

Ministerpräsidenten v. Kronfels, vom Herrn Rektor des Collegiums begleitet, in denselben trat. Wer schon saß, stand ehrerbietig auf; denn die Orden, mit Brillanten besetzt, womit die Brust beider Herren geschmückt war, deuteten unverkennbar an, daß die eintretende Herrschaft von einem hohen Range sein müsse. Der Herr Rektor wies ihr die ersten Ehrenplätze an. Ihre Augen suchten sogleich in der zahlreichen Schaar der festlich gekleideten Studenten Julius und Karl auf, deren Augen auch den ihrigen begegneten. Sie erkannten sich plötzlich und freuten sich im Stillen.

Nun begann die Festlichkeit mit einem herrlichen Gesang, der von einer Instrumental-Musik begleitet war. Die lieblichen Stimmen der Sänger, worunter auch Julius und Karl, ertönten so harmonisch in dem großen Festsaale, daß der meisterlich ausgeführte Gesang allen Anwesenden einen süßen Genuß gewährte. Hierauf bestieg der hochwürdige Herr Rektor der Anstalt die prachtvoll geschmückte Kanzel, und hielt in deutscher Sprache über das Wesen einer ächt christlichen Erziehung eine solche eindringliche Rede, wodurch alle Zuhörer nicht nur vollkommen befriedigt, sondern auch tief ergriffen wurden.

Nach dem Rektor kam die Reihe, Vorträge zu halten, an die Ausgezeichnetsten der Schüler. Aus jeder der sieben Klassen trat nur Einer auf; nämlich derjenige, welcher sich durch gute Aufführung, Fleiß und Kenntnisse den ersten Platz erworben hatte. Die ersten Schüler der drei obern Klassen hielten solche Vorträge, von denen der erste in lateinischer, der andere in englischer und der dritte in französischer Sprache sehr gut ausgearbeitet war, und auch eben so trefflich deklamirt wurde. Hierauf trat der erste und beste Schüler der vierten Klasse auf, der in deutscher Sprache und mit einer wohlklingenden Stimme über das Thema: „Religion und Tugend sind des Menschen höchste Güter auf Erden," einen sehr gelungenen und selbst gemachten Aufsatz deklamirte. Alle Anwesenden klatschten ihm am Schlusse des Vortrags Beifall zu. Aber Niemand war darüber inniger erfreut, als die vornehme Herrschaft auf den Ehrenplätzen. In ihren Augen glänzten die hellen Freudenthränen. Denn der junge Redner, dem so großer Beifall geworden, war kein

anderer, als Julius. Nachdem auch die Schüler der noch übrigen Klassen Auszüge aus den Werken der berühmtesten Dichter mit Beifall deklamirt hatten, wurde die Festlichkeit mit der öffentlichen Preisaustheilung geschlossen. Wie noch viele andere Schüler, so wurden auch Julius und Karl mit Schulpreisen ausgezeichnet. Julius empfing aus jedem Fache der vierten Klasse die ersten, und Karl die zweiten Preise. Mit welcher Freude die hohe Herrschaft mit Julius und Karl das Collegium verließ, um ihre Reise nach Steuermark fortzusetzen, läßt sich denken.

Unsere Reisegesellschaft kam in dem ersehnten Thale einer der großartigen Gebirgsketten Steuermarks an, ohne im Mindesten einen Unfall gehabt zu haben. Wie rührend der Empfang und wie groß beider Seits die Freude war, will ich hier nicht ausführlich schildern. Die gute Klara, welche die hohe Herrschaft das Erstemal sah, schwamm in Freude, und war mit derselben gar bald vertraut. Und Julius zeigte den lieben Seinigen in dem stillen Thale alle Lieblingsplätze seiner Kindheit. Sogar auf die Heubühne mußten sie steigen, um die Stelle zu sehen, wo ihn die Zigeunerbande zurückgelassen und die gute Klara gefunden. Auch der schmutzige Teppich, den Anna zum Andenken an jene merkwürdige Stunde aufbewahrt hatte, wurde vorgezeigt. Beim Anblicke dieser schmutzigen Decke, worein damals ihr Kind gewickelt war, weinten des Julius Mutter und Schwestern.

„Ach, Gott!" sprach die Mutter, „wie armselig und verlassen muß doch damals mein Kind gewesen sein; aber wie überaus glücklich ist es dann durch die Liebe und Erbarmung seiner Pflegemutter geworden." —

Bei dieser Veranlassung sprachen Alle der Anna und Klara wiederholt ihren herzlichsten Dank aus. Sie hielten sich nur drei Tage in diesem einsamen Thale auf, während welchen des Julius Eltern, Pathe und Schwestern im Pfarrhofe logiren mußten; er selbst aber schlief mit Karl im Hause seiner Pflegemutter.

Endlich schlug für Anna und Klara, die ihr Haus sammt Gütlein einem armen Anverwandten geschenkt, die Stunde des Abschieds aus der lieben Heimath. Daß ihnen die Trennung von so guten Menschen, insbesondere von dem

edlen Herrn Pfarrer, und das Scheiden aus dem heimathlichen Hause, wo sie so viele friedliche und glückliche Tage verlebt, auch bei der erfreulichsten Aussicht für die Zukunft, dennoch sehr schmerzlich sein und sie viele Thränen kosten mußte, finden wir für ganz natürlich. Nachdem die Gesellschaft vom Herrn Pfarrer Abschied genommen, und man sich gegenseitig das Versprechen gegeben und abgenommen hatte, daß man sich einander oft besuchen wolle, verließ sie das stille Thal und das Gebirgsland Steuermark. Auf der Rückreise nach Bernstein schlug sie den Weg nach jenem Theile von Tyrol ein, wo der Felsenhügel und zu dessen Fuße der schauerliche Abgrund, in den Julius als ein dreijähriges Kind hätte gestürzt werden sollen, zu sehen war. Ihr sicherer Führer dahin war Franz, den Herr v. Bernstein in dieser Absicht als Diener auf die Reise mitgenommen hatte.

Auf diesem Felsenhügel, in Mitten einer schauerlichen Wildniß, wurden Alle beim Anblicke des tiefen Abgrunds mit Entsetzen erfüllt. Franz aber stürzte auf der Stelle, wo er das entsetzliche Verbrechen hatte begehen wollen, wenn es Gott nicht verhindert hätte, zu Boden auf das Angesicht; denn er konnte in diesem grauenvollen Augenblicke denen nicht in das Angesicht schauen, welchen er hier, auf eben dieser Stelle, das Theuerste, was sie auf Erden besaßen, rauben wollte. Er weinte wie ein Kind, und die Bußthränen, womit er den Boden benetzte, waren unter allen, die er schon vergossen, noch die heißesten und bittersten. Er erhob sich erst dann vom Boden, nachdem er aus dem Munde Aller das Wort: „Verzeihung auf ewig!“ nochmals vernommen hatte.

Hierauf aber knieeten Alle auf derselben Stelle, wo Gott ihr Kind gleichsam wie durch ein Wunder vom Tode gerettet, tiefgerührt nieder, um Ihm nochmals für den Schutz und die Rettung ihres Kindes zu danken. Und da, wo sie betend knieeten, sah man schon ein Jahr darauf ein sehr schönes steinernes Kreuz stehen, welches Herr v. Bernstein zum Gedächtnisse an die Rettungsgeschichte seines Sohnes hatte aufpflanzen lassen.

Auf ihrer weitern Reise nach Bernstein kamen sie in eine volkreiche Stadt, wo sie nebst andern Merkwürdigkeiten auch die innere Einrichtung des dortigen Irrenhauses sehen

wollten. Aber ihre Neugierde wurde auf entsetzliche Weise befriedigt. Denn die erste Wahnsinnige, die sie sahen, war Theolinde, die entartete Gattin des edlen Herrn von Kronfels. Ich will und kann diese schauderhafte Scene, wie auch den tiefen Schmerz des Gatten der Wahnsinnigen nicht schildern. Die Gesellschaft verließ das Gemach der Wahnsinnigen, von der sie nicht mehr erkannt worden war, mit einem unbeschreiblichen Gefühle, und beim Scheiden riefen Alle, wie aus einem Munde, aus: „Gott, der Allbarmherzige, sei ihr gnädig!“

Glücklich kam die Reisegesellschaft auf dem Schlosse zu Bernstein an, und glücklich lebten die Guten, die Gott so wundersam zusammengeführt und so innig mit einander vereinigt hatte, noch viele Jahre lang daselbst.

Die beiden Söhne des Herrn v. Bernstein, Julius und Karl, wurden nach ruhmvoller Vollendung ihrer Studien schon ehrenvoll angestellt, Karl in der Kirche und Julius im Staate. Denn Karl hatte sich aus ganz freier Bestimmung dem geistlichen Stande, und Julius dem Fache der Rechtsgelahrtheit gewidmet. Beide wirkten segensreich für Kirche und Staat und blieben die Freude und der Trost ihrer Eltern bis an deren friedliches und seliges Ende.

Julius war unter der väterlichen Leitung des Ministerpräsidenten v. Kronfels mit der Zeit und nach dem Vorbilde seines Großvaters, Vaters und Pathen ein berühmter Staatsmann geworden. Und auch Karl bekleidete in seinen spätern Jahren zum Segen der Kirche und zum Heile Vieler eine hohe kirchliche Würde. Und die Geschichte der Familie v. Bernstein hatte sich unter ihren Unterthanen, welche jener ihr Aufkommen, Wohlstand und Glück verdankten, von Mund zu Munde fortgeerbt, und wurde bis auf unsere Zeit im dankbaren Angedenken erhalten.

Druck der J. K. G. Wagner'schen Officin in Neustadt a./Orla.

		kr.	ngr.
21s Bändchen.	Die Korsaren aus Morgenland, oder zwei Mütter und ihre Söhne . . .	36	12
22 „	Die Rose von Rom, oder ehre Vater und Mutter	36	12
23 „	Adelmar der Tempelritter	36	12
24 „	Die Gemsschützen, oder Kaiser Maximilians Gefahr auf der Martinswand . . .	30	10
25 „	Reinhold's Schicksale, oder Gott führt die Seinen wunderbar	36	12
26 „	Der Uhrenhändler vom Schwarzwalde . .	36	12
27 „	Der Kaufherr und seine Söhne . . .	36	12
28 „	Die Familie von Bernstein	30	10
29 „	Junker Bernhard Sturmschwert, oder Treue im Glauben	36	12
30 „	Maria hilft. Johann der Findling . .	36	12

☞ Die **Abendunterhaltungen** werden in der Art fortgesetzt, daß jährlich mehrere neue Bändchen davon erscheinen, an deren Abnahme jedoch Niemand gebunden ist. **Wer aber alle Bändchen auf einmal zusammen nimmt,** erhält jedes Bändchen für 27 kr. oder 9 ngr.

Zur Nachricht!

Der **innere Werth** und die **äußere hübsche Ausstattung** der bisher in **unserm Verlage** erschienenen **Jugendschriften,** sowie der **billige Preis** derselben haben bereits **nach allen Seiten** hin **gerechte Anerkennung** gefunden. Wir werden daher eifrigst bemüht sein, **diesen wichtigen Zweig** unserer Literatur auch in der Folge mit aller Liebe und Umsicht zu fördern, und rechnen dabei auf die kräftigste Unterstützung geehrter Jugendschriftsteller geistlichen und weltlichen Standes.

Unser **Jugendschriftenverlag,** worüber ein eigener Katalog unter dem Titel:

„Der Jugendbildner"

erschienen und in jeder guten Buchhandlung gratis zu haben ist, bietet nun eine große Auswahl von **Jugendschriften** für **jedes Alter** und **Geschlecht,** und geben wir daher auch der angenehmen Hoffnung Raum, es werde die **hochwürdige Geistlichkeit** sowohl als auch die **geehrten Herren Schulvorstände** und **Lehrer unsere Jugendschriften** so zahlreich wie bisher **als Preisebücher ꝛc. ꝛc.** verwenden, und sie **Eltern** und **Jugendfreunden** zur Anschaffung als **belehrende** und **unterhaltende Lektüre** angelegentlichst empfehlen.

Augsburg, im Juni 1854.

Lampart & Comp.

Vormals **Veith & Rieger**'sche Buchhandlung.

Waitzmann's Jugendschriften.

Wörndle's Jugendschriften.

Viktorin, oder Prüfung und Treue.

Adelheid von Roth.

Das doppelte Kapital. Richard von Schwarzenfels.

Die Wallfahrt nach Montserrat.

Kinderfrühling.

Das Traumbild der Mutter.

Wirth's Kinderstube.

Die Rose von Rom.

Neueste Jugendschriften!

In gleichem Verlage sind soeben erschienen:

Der Kaufherr und seine Söhne. Eine Erzählung für die Jugend und Erwachsene. Von **L. Baumblatt,** Verf. der Schicksale eines Waisenmädchens 2c. Mit einem Stahlst. u. brosch. Preis 36 kr. od. 12 ngr.

Die Familie von Bernstein. Eine Erzählung aus dem Leben und für das Leben. Der lieben Jugend und dem Volke gewidmet von **Ant. Dörle,** Pfarrer. Mit einem Stahlstich und brosch. Preis 30 kr. oder 10 ngr.

Junker Bernhard Sturmschwert, oder **Treue im Glauben.** Eine Erzählung für die reifere Jugend und Erwachsene. Von **Franz Maria Brug,** Verfasser der Jugendschriften: „Heinrich Wallner, Susanna Frohberg, Bekehrung, Peter Felsberger" 2c. Mit einem empfehlenden Vorwort von Dr. **Joh. Evang. Stadler,** Domkapitular in Augburg. Mit einem Stahlstich u. brosch. Preis 36 kr. oder 12 ngr.

Maria hilft. Johann der Findling. Zwei Erzählungen für christliche Jugend u. christliches Volk. Von **Ottmar Lautenschlager,** Verfasser der Erzählungen „des Priesters Ottmar, Agnes und Sophia, Treue und Barmherzigkeit, Maria Wards Leben, Wolfram, Cassilda" 2c. Mit Approb. des hochwürd. Ordin. des Erzbisthums München=Freising. Dritte Auflage. Mit einem Stahlstich u. brosch. Preis 36 kr. oder 12 ngr.

☞ Die beste Empfehlung dieser Jugendschriften und die sicherste Bürgschaft für deren gediegenen Inhalt sind die Namen der rühmlichst bekannten Verfasser. Diese vier Erzählungen bilden zugleich auch das 27te, 28te, 29te und 30te Bändchen des in unserm Verlage erschienenen Sammelwerkes für die Jugend:

Lehrreiche Abendunterhaltungen
für Jugend= und Familienkreise.

Augsburg, im Juni 1854.

Lampart & Comp.

Schicksale eines Waisenknaben.

Schicksale eines Waisenmädchens.